Q/L295

8. Jahrgang Heft 5/6 Mai/Juni 1943

STADTBIBLIOTHEK

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

BURGRUINE GIEBICHENSTEIN bei Halle

eine mutmaßliche Verehrungsstätte des Giebich-Wodans

Amtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

8. Jahrgang 1943

Germanen-Erbe

Heft 5/6

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Ernst Lehmann: Krankheit und Heilung in vorgeschichtlicher Zeit 66

Wilhelm Witter: Über eine soziale Organisation bei der vorgeschichtlichen Metallgewinnung in Mitteldeutschland 73

Werner Stössel: Ein Meisterwerk steinzeitlicher Töpferkunst aus dem Sudetengau 74

Wilhelm Müller: Zur Stammesfrage der Cherusker 77

Rudolf Allmann: Verehrung des Giebich-Wodan in Mitteldeutschland 78

Eduard Krüger: Wattbrunnen 82

August Meier-Böke: Türsäulenlandschaften an der Weser 85

Nachrichten 94

Bücheranzeigen 95

Die Germanen im engeren, deutschen Sinne des Wortes sind die Gestalter der ganzen heutigen Welt.

H. St. Chamberlain

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg., jährlicher Bezugspreis RM. 5.40 zuzüglich Porto. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

gräbern der Erfurter Gegend häufig vorkommt. In der Nähe lagen noch mehrere Gräber mit typischen Beigaben der schnurkeramischen Kultur. In diesem Fall hat der Körper die Rachitis überwunden, denn die Knochen sind wieder festgeworden, aber die starke Krümmung ist geblieben. Die heutige Rachitisbekämpfung zielt dahin, die Krankheit zu heilen, ohne daß solche Verunstaltungen zurückbleiben. Es setzt sich auch jetzt die Erkenntnis durch, daß außer den Umwelteinflüssen auch eine angeborene Krankheitsbereitschaft eine Rolle spielt; auch Bauernkinder, denen es an vitaminreicher Nahrung und Sonnenlicht nicht fehlt, erkranken daran, oft nur eines von mehreren Geschwistern. So mag das Auftreten der Rachitis zur jüngeren Steinzeit zu erklären sein. Vielleicht war sie in der skandinavischen Steinzeit etwas häufiger. Von 800 untersuchten Skeletten sollen 10 sicher rachitisch gewesen sein; doch habe ich das betreffende schwedische Schrifttum nicht einsehen können. Auch das Nationalmuseum in Kopenhagen hat einige Beispiele von jungsteinzeitlicher Rachitis ausgestellt. Es wäre möglich, daß hier die geringere Sonnenstrahlung in diesen Breiten eine Rolle gespielt hat. Bekämpft doch auch die deutsche Heeresleitung durch besondere Maßnahmen das Auftreten solcher „Avitaminosen" bei unseren Soldaten im Norden. Aus späterer Zeit, in der die Bevölkerung Mitteleuropas schon eine höhere Zivilisationsstufe erreicht hatte, mehren sich (nach Wilke, S. 200) die Fälle von Rachitis. In größerer Häufigkeit tritt sie jedoch zuerst an Skeletten der Merowinger- und Karolingerzeit auf. Ein Beispiel vom Erfurter Boden bildet der 1902 geborgene Grabfund vom Anger, der durch die Beigabe einer Goldmünze, einer germanischen Nachprägung einer Münze des oströmischen Kaisers Justinian I. (527—565) als 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts oder beginnendes 7. Jahrhundert datiert wird. Der Schädel zeigt am Stirnbein rechtsseitig nahe der Kranznaht eine ovale Narbe, 35 mm lang und 24 mm breit. Dazu hat mir Professor Dr. Materna, Prosektor des Gaukrankenhauses in Troppau, mitgeteilt: „Die abgeglätteten Ränder beweisen, daß ein während des Lebens abgelaufener Prozeß vorliegt. Auf Grund der deutlichen Überreste radiierender Hypervaskularisation im Zentrum der Veränderung und kondensierender Neubildung in ihren Rändern neige ich am meisten dazu, die Veränderung als Überrest einer Schädelrachitis anzusehen, die ja mit Vorliebe in der Stirnhöckergegend lokalisiert ist. Ich verfüge in der hiesigen Schädelsammlung über mehrere Fälle mit ganz identischen, histologisch als rachitisch nachgewiesenen Narben."

ABB. 1. Rachitis des linken Unterschenkels, Schnurkeramik, Ilversgehofen. s=Schienbein, w=Wadenbein

Im Gegensatz zur Rachitis ist die Arthritis deformans aus allen vorgeschichtlichen Perioden wohlbekannt. Es handelt sich hier um eine Knochenerkrankung, die sich vorzugsweise in der Umgebung der Gelenke abspielt; sie befällt auch den neuzeitlichen Menschen besonders in höherem Alter häufig und wird deshalb auch Altersgicht genannt, trotzdem sie mit eigentlicher Gicht nichts zu tun hat. Feuchtkaltes Wohnen begünstigt ihre Entstehung. Die Abb. 2 zeigt ein deutliches Beispiel aus dem Grab eines alten Mannes, das der Schnurkeramik angehört und in der Günterstraße in Erfurt aufgedeckt wurde. Der Gelenkkopf vom rechten Oberschenkel zeigt am Rande der Gelenkfläche einen starken krempenartigen Auswuchs, der die Kugelform in eine Pilzform umwandelt. Auf der Gelenkfläche selbst sieht man wurmlochartige Vertiefungen und einen hohen Auswuchs; auch die Gelenkpfanne des Hüftbeins ist in gleicher Weise umgeformt. Es ist sicher, daß keine Beweglichkeit des Hüftgelenks mehr bestanden hat.

ABB. 2. Arthritis deformans des rechten Hüftgelenks, Schnurkeramik, Günterstraße. Rechts ein normaler Oberschenkel

Erkrankungen an Weichteilen

Von Weichteilerkrankungen sind bei Skelettfunden naturgemäß nur solche noch festzustellen, bei denen das Knochengerüst in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Schädel einer jungen Frau aus einem Grabe um 300 n. Ztr. von der Hungerbachsiedlung bei Erfurt, das durch die

Beigabe einer Fibel von Eberform ausgezeichnet war, zeigt eine ausgedehnte Knochenerkrankung, die auf dem Scheitel beginnt und bis zum Hinterhauptsbein geht. Sie bedeckt eine Fläche von etwa 10 cm Durchmesser und hat offenbar zum Tode geführt. Der Knochen ist stark porös und zum Teil blasig aufgetrieben. Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine akute Osteomyelitis, verursacht durch Übergang einer Eiterung der Kopfschwarte (Phlegmone) auf den Schädel, doch können noch andere Knochenkrankheiten in Betracht kommen, z. B. eine porosierende Form der Ostitis fibrosa v. Recklinghausen (Gutachten von Professor Dr. Materna). Daß es nicht immer möglich ist, in derartigen Fällen eine eindeutige Diagnose zu stellen, liegt daran, daß zur Bestimmung mancher Knochenkrankheiten das Vorliegen von frischen Knochen nötig ist.

Bei einem jungen Menschen, dessen Überreste 1934 beim Kasernenbau in der Wißmannstraße in Erfurt in einer offenbar alteisenzeitlichen Bestattung (ohne Beigaben) gefunden wurden, ist der Schädel durch Gehirnwassersucht zu der monströsen Form aufgetrieben, die als Wasserkopf bekannt ist (Abb. 3). Die starke Vorwölbung der

ABB. 3. Hydrocephalus (Wasserkopf), ältere Eisenzeit, Wißmannstraße. Größte Länge 18,2 cm, größte Breite 15,6 cm, bei n der Nasenansatz

Stirn und die Dünne der Schädelknochen sind hier sehr auffällig.

Knochenbrüche, besonders Schädelbrüche

Bei Knochenbrüchen, die wir öfter an vorgeschichtlichen Skeletten beobachten, ist die Heilung nach den Ausgrabungsbefunden so gut, ja teilweise vorzüglich, daß wir eine kunstgerechte Behandlung — Einrichtung, Schienung und Lagerung — durch erfahrene und geübte Ärzte annehmen müssen. Bei einem linksseitigen Unterarmbruch aus einem jungsteinzeitlichen schnurkeramischen Grab aus der Günterstraße sind beide Knochen wieder so miteinander verwachsen, daß das Glied gerade geblieben, wieder voll bewegungsfähig und nur wenig kürzer geworden ist als der andere, unverletzte Arm (Abb. 4). Auch mehrere Rippen des Skeletts waren — wohl bei derselben Gelegenheit — gebrochen und sind danach wieder gut verheilt.

ABB. 4. Bruch des linken Unterarms, Schnurkeramik, Günterstraße. Daneben die Knochen des rechten Unterarms

Ein schnurkeramischer Schädel von Ilversgehofen zeigt an der linken Schädelseite einen frischen Lochbruch, der mit dem stumpfen Ende eines Steinhammers eingeschlagen ist und sich nach dem Schädelinnern konisch erweitert (Abb. 5). Ein weiterer Schädel dieser Kultur aus der Günterstraße ist auf dem Stirnbein von der Spitze einer Streitaxt getroffen (Abb. 6). Diese Schläge waren sofort tödlich; in den Schädelhohlräumen fanden sich noch die eingetriebenen Knochensplitter. Eigenartig ist, daß es sich in beiden Fällen um Frauen und zwar um alte Frauen handelt, die man aber, nachdem man sie erschlagen, nicht pietätlos verscharrt, sondern regelrecht bestattet hat; jeder war eine Amphore beigegeben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um Witwentötung handelt, die ja auch denkbar (und für Altindien bezeugt) ist, wenn der Mann nicht an der gleichen Stelle bestattet werden konnte. Wohl noch näher liegt aber die Vermutung, daß es sich um eine absichtliche Tötung von nicht mehr lebenstüchtigen Menschen handelt. Es wäre natürlich auch möglich, daß einmal jemand im Streit von einem Gegner erschlagen und dann von den Angehörigen bestattet wurde; das doppelte Auftreten des Falles spricht aber für eine der beiden anderen Erklärungen, die natürlich noch durch weitere Beobachtungen gestützt werden müssen.

ABB. 5. Lochbruch, Schnurkeramik, Ilversgehofen

Bei einem Grabfund der jungsteinzeitlichen Baalberger Kultur von Ilversgehofen haben dagegen vier Streitaxtschläge nicht vermocht, die Schädeldecke zu durchschlagen; man sieht die geheilten Wundstellen, von denen einige Bruchlinien (Fissuren) ausgehen, deren Ränder an mehreren Stellen zwar abgerundet, aber noch nicht wieder verwachsen sind (Abb. 7). Auch ein Hieb mit einem Eisenschwert, der das linke Scheitelbein eines frühgeschichtlichen Schädels von Neuschmidtstedt bei Erfurt (9. Jahrhundert) bis auf den Schädelhohlraum durchschlagen hat, ist wieder geheilt (Abb. 9).

Schädelchirurgie

Sind bei solchen Hieb- und Schlagwunden, wenn sie nicht sofort tödlich waren, die Schädelknochen weitgehend zertrümmert worden, so erzeugt der Druck der Knochenbruchstücke auf das Gehirn schwere Bewußtseinsstörungen und Krampfzustände, die, zumal bei hinzutretender Wundinfektion und Entzündung der Hirnhäute, doch noch nachträglich zum Tode führen, wenn das natürliche Heilungsbestreben nicht durch menschliche Hilfe

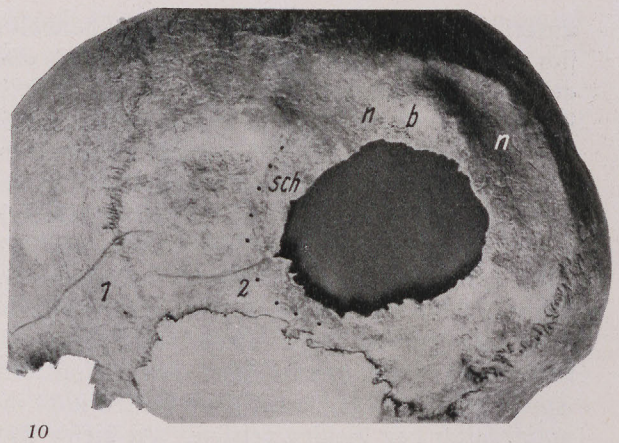
ABB. 9. Spaltbruch durch Schwerthieb, 9. Jhdt. u. Ztr., Neuschmidtstedt bei Erfurt

unterstützt wird. Um einen solchen Fall handelt es sich bei dem Schädel des oben genannten alten arthritischen Schnurkeramikers aus der Günterstraße (Abb. 8 und 10). Mehrere Schläge hatten das linke Scheitelbein in seiner ganzen Ausdehnung zerbrochen. Der Operateur hat zunächst an dem bewußtlosen Verletzten mit einem Feuersteinmesser einen kreuzförmigen Einschnitt in die Kopfhaut gemacht, dann die Zipfel auseinandergezogen und die Splitter da entfernt, wo der Knochen ganz zertrümmert war. Danach hat er den unregelmäßig gebrochenen Rand der zersplitterten Fläche glattgeschabt, damit seine Zacken nicht noch nachträglich das Gehirn reizten. Da dieser Rand aber in dem vorliegenden Fall auch nur aus lockeren Knochenbruchstücken bestand, mußten diese erst einzeln mit einem untergeschobenen Knochenmeißel ausgehoben werden, damit sie nicht bei der Schabarbeit noch stärker auf das Gehirn drückten. Eine derartige Operation hätte auch bei einem modernen Chirurgen mit seinen überlegenen Hilfs-

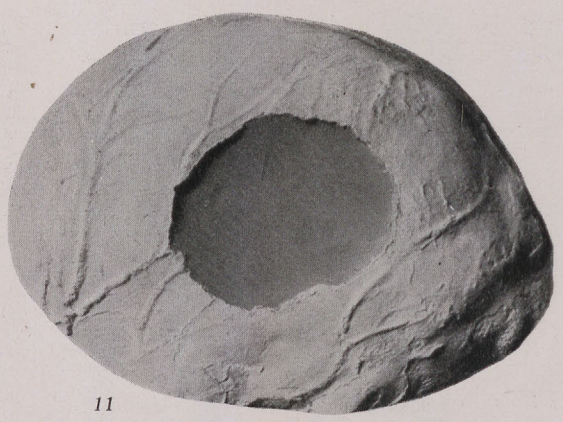
ABB. 6. Lochbruch, Schnurkeramik, Günterstraße
ABB. 7. Vier verheilte Streitaxteinschläge, Baalberger Kultur, Ilversgehofen
ABB. 8. Trepanation, Schnurkeramik, Günterstraße

mitteln höchste Anforderung an Erfahrung und Geschicklichkeit gestellt; besser als dem jungsteinzeitlichen „Medizinmann" wäre sie ihm auch nicht gelungen, denn die Innenseite der Schädelkapsel ist, wie ein Gipsausguß (Abb. 11). zeigt, vollkommen glatt geheilt, ohne irgendwelche Erhebungen, die etwa später zu Gehirnreizungen hätten führen können. Der Patient hat nach dem Eingriff noch lange gelebt und ist erst im Greisenalter bestattet worden. Inzwischen hatte sich die Operationswunde zum Teil wieder geschlossen; sie umfaßte ursprünglich auch die papierdünnen Knochenmassen, die die Röntgenaufnahme (Abb. 12) in der Umgebung der Öffnung zeigt.

Die geschilderte Operation, bei der ein Stück aus der Schädeldecke entfernt wird, bezeichnet die medizinische Wissenschaft als Trepanation. Sie stellt den Höhepunkt der vorgeschichtlichen chirurgischen Kunst dar und ist besonders geeignet, die geistige Höhe unserer Vorfahren ins rechte Licht zu rücken. Es muß allerdings gesagt werden, daß



10

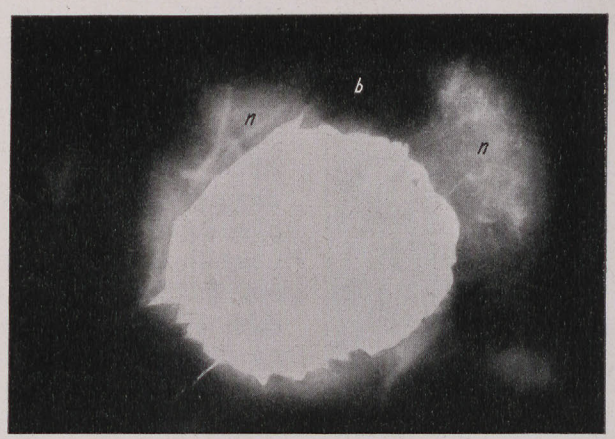


11

ABB. 10. Trepanation, Schnurkeramik, Günterstraße. Bei 1 und 2 geheilte Knochenbrüche (Fissuren). sch = Schrägkante der Knochenneubildung, ihre Grenze ist punktiert. n = neugebildete dünne Knochenmassen. b = Knochenbuckel, vermutlich von einem von oben her herabhängenden Knochenhautzipfel gebildet. Bei dem rechten n beträgt die Knochenstärke nur 0,5 mm. ABB. 11. Gipsausguß des Schädelinnern

ein Fall wie der eben geschilderte, also eine Trepanation nach deutlich feststellbarer Schädelverletzung, eine seltene Ausnahme bildet. Ungleich häufiger ist sie an unverletzten Schädeln ausgeführt worden, aus einem Grund, der unserem heutigen Wissen nach völlig sinnlos, sozusagen „abergläubisch" erscheinen muß, der aber doch folgerichtigem Denken entsprach, das nur auf falschen Voraussetzungen fußte. Man hielt damals viele Krankheiten für übernatürliche Einwirkungen von Dämonen, die sich im Kopf — bei Geisteskrankheiten und Kopfschmerzen — oder auch in anderen Körperteilen niedergelassen hatten. Diesen Unholden wollte man durch eine künstliche Öffnung im Kopf Gelegenheit zum Entweichen geben. Bezeichnend ist, daß diese Art von Trepanation in der Regel mitten auf dem Scheitel vorgenommen wurde. So sitzt auch bei dem bekannten zweifach trepanierten Schädel von Pritschöna, der sich in der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle (Saale) befindet, die eine Trepanationsöffnung mitten auf dem Stirnbein; nachdem diese erste Operation noch nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatte, nahm man seitlich am Schädel die zweite vor (Abb. 13). Genau wie jene befindet sich die Trepanation an einem Kinderschädel von dem obengenannten spätbronzezeitlichen Friedhof auf dem Erfurter Flughafen mitten auf dem Stirnbein (Abb. 14).

Die Krankheitserscheinungen, die man durch derartige Trepanationen zu heilen hoffte, werden sich nur in Einzelfällen am Knochengerüst nachweisen lassen. So hat ein schwedischer Forscher bei einem bronzezeitlichen Schädel aus Schonen wahrscheinlich gemacht, daß eine stärkere Entwicklung der linken Schädelseite auf einen Tumor der linken Hirnhälfte zurückzuführen ist, der nach der Beendigung des Schädelwachstums durch Druckwirkung Schmerzen verursachte, weshalb man zur Trepanation des linken Scheitelbeines schritt. Es ist möglich, daß eine ähnliche Erkrankung die Veranlassung zu der oben mitgeteilten Trepanation des jungbronzezeitlichen Kinderschädels vom Erfurter Flughafen gegeben hat, der auffällig schief und am rechten Scheitelbein stark vorgewölbt ist.



Wilke (S. 202) zitiert ferner einen Fall aus der Jungsteinzeit Frankreichs, bei dem ein Hydrozephalus (Wasserkopf) trepaniert worden ist. Es ist wohl möglich, daß durch solche Operationen die Krankheit tatsächlich geheilt oder wenigstens die Beschwerden eine Zeitlang gemildert wurden. Auch die neuzeitliche Medizin kennt die „Entlastungs-

ABB. 12. Röntgenbild der Trepanation aus der Günterstraße. b ist der Buckel der Abb. 10, n sind die neugebildeten Knochenmassen. Die jetzt in der Länge 5,6 cm und in der Breite 4,5 cm messende Trepanationsöffnung umfaßte ursprünglich auch die Stellen n und b und maß in der Länge etwa 8,5 cm und in der Breite etwa 6 cm. Oberhalb des linken n zellige Struktur infolge Knochenschwundes, wie er in der Umgebung solcher Knochenneubildungen auftritt

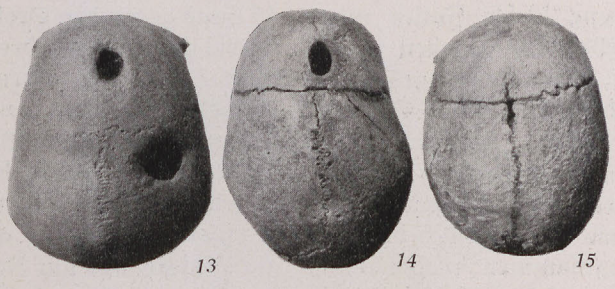


ABB. 13. Abguß des zweifach trepanierten Schädels von Pritschöna, Museum Halle, Schnurkeramik
ABB. 14. Auf dem Stirnbein trepanierter Kinderschädel aus Grab 14 des spätbronzezeitlichen Friedhofs vom Erfurter Flughafen
ABB. 15. Schädel mit rinnenförmiger Trepanation, Flughafen, Grab 32

trepanation". Daß die gefährliche Operation auch in der vorgeschichtlichen Zeit in der Regel lebend überstanden wurde, wie die abgerundeten Ränder der Knochen zeigen, ist öfter hervorgehoben worden. Die größere Widerstandsfähigkeit, die wir für die damaligen Menschen annehmen können, und die geringere Infektionsgefahr, gemessen an den Verhältnissen der wissenschaftlichen Medizin wenigstens zur vorantiseptischen Zeit, erklären wohl diese Tatsache.

Wenn der Operierte dagegen den Eingriff nicht oder wenigstens nicht längere Zeit überlebte, sieht man gewöhnlich mehr oder weniger deutlich die Schab-, Schnitt- oder Sägespuren des benutzten Geräts. Bei einem Grab von Börnecke am Harz, das der Bernburger Kultur angehört, fand man nachträglich auch noch die Knochenscheibe, die bei der Trepanation aus dem Schädel des Bestatteten herausgelöst worden war.

Ein weiterer Schädel vom Erfurter Flughafen zeigt eine rinnenförmige Trepanation genau auf der Scheitellinie, die nicht durch Herausschneiden eines Knochenstücks, sondern durch Ausschaben entstanden ist (Abb. 15), und die deshalb an die in der europäischen Vorgeschichte bisher allerdings nur vereinzelt nachgewiesenen Scheitelnarben erinnert, zu denen auch die T-förmigen Narben gehören, die in der Jungsteinzeit Frankreichs vorkommen. Man hat diese letzteren für Schmucknarben gehalten oder ihnen eine kultische Bedeutung beigemessen, doch dürfte auch dieser Eingriff, wie kürzlich auch Buschan hervorgehoben hat, nämlich „das Ankratzen des Schädels an einer bestimmten Stelle (nicht die Eröffnung der Schädelhöhle), unter den gleichen Voraussetzungen vorgenommen worden sein, den Dämonen die Möglichkeit zu geben, aus dem Gehirn bzw. den aus dem Schädel kommenden Adern zu entweichen". Diese Auffassung wird besonders gestützt durch die Tatsache, daß sich in Frankreich Übergänge von der vollständigen T-Narbe zur „unvollständigen" und weiter zur einfachen Scheitelnarbe finden und daß in der frühen Bronzezeit Böhmens offenbar alle möglichen Übergänge von Scheitelnarben zu „unvollständigen" und „vollständigen Trepanationen" vorkommen.

Genau auf der Stirnbeinmitte liegt die Scheitelnarbe bei einem Schädel der älteren Linearbandkeramik von Bischleben bei Erfurt. Sie ist 2½ mm tief und mißt in der Längsrichtung des Schädels 1 cm, quer dazu 1,8 cm, wenn man einige nach der linken Schädelseite zu laufende kräftige Schrammen mitrechnet, die offenbar beim Ausschaben der Narbe entstanden sind (Abb. 16). Die oben angegebene Datierung führt den Fund bis in das 4. Jahrtausend v. d. Ztr. zurück, er stellt damit das älteste bekannte Beispiel für das Vorkommen von Scheitelnarben dar und bestätigt die dieser Maßnahme zugrunde liegenden Vorstellungen für eine Zeit und Kultur, in der bisher Derartiges noch nicht bekannt war.

ABB. 16. Schädel der älteren Linearbandkeramik von Bischleben bei Erfurt mit einer Stirnnarbe auf der Schädelmittellinie. Lichteinfall von unten. Größte Schädellänge 19 cm

Anhang: Verrenkungen der Halswirbelsäule und ihre Deutung

„Ein Unikum aus vorgeschichtlicher Zeit bildet eine Luxation des Atlas aus einem französischen Megalithgrab.

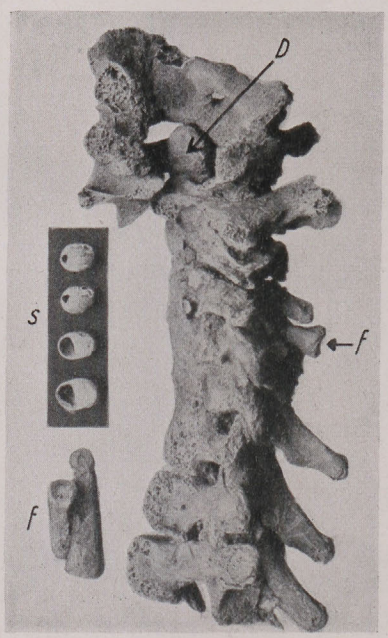
Bei der großen Bedeutung dieses Falles mag der Bericht darüber im Wortlaut gegeben sein." Damit leitet Wilke (S. 251) ein eingehendes Zitat über eine Verrenkung des Atlas-Drehergelenks ein und schließt daraus, daß „die Verletzung infolge der durch sie bewirkten starken Quetschung des Rückenmarkes jedenfalls sofort zum Tode geführt hat". Ich stelle im folgenden die mir bekannten Fälle dieser Art zusammen; meine Deutung verläßt jedoch das Gebiet des Medizinischen und leitet zum vorgeschichtlichen Totenbrauchtum über. Auf diese Weise wird dann auch bei dem von Wilke zitierten Beispiel die Möglichkeit einer anderen Erklärung aufgezeigt.

Während meiner Abwesenheit von Erfurt wurden am Nordabhang des Steigers die Reste eines stichbandkeramischen Grabes geborgen, das von den Erdarbeitern schon gestört war. Überdies waren am Fußende schon zwei Drittel durch eine früheisenzeitliche Siedlungsgrube abgeschnitten gewesen. In die Schausammlung des Museums kamen die beiden verzierten Gefäße, die zu beiden Seiten des Schädels gestanden hatten; die erhaltenen Reste von diesem wurden magaziniert neben Teilen der Oberarmknochen und der Wirbelsäule. Jahre danach untersuchte ich die Knochen. Es zeigte sich, daß die 7 Halswirbel mit den beiden ersten der sich anschließenden Brustwirbel durch Kalksinter zu einem festen Stück verbunden waren; auf dem Atlas ruhte noch ein Teilstück des Hinterhauptsbeines mit den beiden Gelenkhöckern, in natürlicher Stellung ebenfalls durch Kalk verfestigt (Abb. 17 und 18). Der Atlas selbst war um 45 Grad gegen den Dreher und die folgenden Halswirbel nach rechts gedreht oder, besser gesagt, verrenkt (Abb. 19). Ferner waren je ein Fingerknochen eingepreßt und durch Kalkabsatz festgehalten zwischen den Bogen des 5. und 6. Halswirbels und zwischen denen des 6. und 7. Zwei Knochen eines Fingers waren — in entgegengesetzter Stellung — aufeinander und außerdem am Hinterhaupt mit Kalk befestigt. Die bisher in der Erfurter Gegend an bandkeramischen Hockern gesammelten Erfahrungen und verschiedene Anzeichen an den Knochen, nämlich neuzeitliche Abschürfung durch die Geräte der Erdarbeiter und Erdfüllung und Kalkabsatz im Schädelinneren, ermöglichten nun, ihre Lage im Erdreich zu rekonstruieren: Es handelt sich um einen auf der linken Seite liegenden Hocker, dessen Gesicht vom Beschauer aus eigentlich nach rechts sehen müßte; hier war es aber unter gewaltsamer Rechtsdrehung der Halswirbelsäule nach der anderen Seite gewendet worden.

Die Arme waren dabei so eng an den Körper gefesselt, daß die — zur Faust geschlossenen — Finger zum Teil noch hinter die Halswirbelsäule kamen.

Die Verrenkung der Halswirbelsäule geschah also nach dieser Auffassung „postmortal" und ist wie die Fesselung des Leichnams als ein Ausfluß der Furcht vor dem Toten zu deuten. Ein Vergleichsstück dazu bildet ein ebenfalls auf der linken Seite liegender Hocker der Spätbronzezeit von Trotha bei Halle, bei dem wohl die Beschaffenheit der Halswirbel nicht mehr festgestellt

17



18

ABB. 17. Halswirbelsäule mit postmortaler Verrenkung des Atlas-Drehergelenks aus einem stichbandkeramischen Grab von Erfurt. h=Teilstück des Hinterhauptsbeins, a=Atlas, d=Dreher, f=Fingerknochen

ABB. 18. D=Drehfortsatz des Drehers, f=Fingerknochen, s=Schmuck aus durchbohrten Schneckenschalen (Cyclonassa neritea L.)

werden konnte, die photographische Aufnahme bei der Bergung zeigt aber klar und deutlich, daß der Tote zu einem engen „Knochenpaket" zusammengeschnürt und außerdem die Halswirbelsäule in diesem Fall nach links verdreht worden ist. Der Gesichtsteil des Schädels kam dabei nach unten in die Erde.

Es handelt sich bei der Gruppe von Skeletten aus der Umgebung von Halle, zu der dieser Hocker gehört, sicher nicht um eine besondere Bestattungsform, wie H. Agde angenommen hat und wie es ja für die Bandkeramiker auch zutreffen würde, sondern vielmehr um pietätlos verscharrte Leichen von Erschlagenen; da hatte man besondere Veranlassung, die Wiederkehr der Toten zu verhindern. Die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit stützen durchaus meine Auffassung. Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß auch der von Wilke zitierte Fall als postmortale Verrenkung zu deuten ist, zumal eine andere Auswirkung der Totenfurcht, nämlich das absichtliche Zerbrechen der Knochen des Toten, im jungsteinzeitlichen Frankreich sehr häufig ist. Bruch oder postmortale Verrenkung der Halswirbelsäule wird auch von mehreren frühgeschichtlichen Skeletten von der Gödaer Schanze (bei Bautzen) berichtet. Bestattung als gefesselter Hocker, verbunden mit einem Zerbrechen des Rückgrats, findet sich oft in der Steinzeit Japans und in der Neuzeit bei den Hereros.

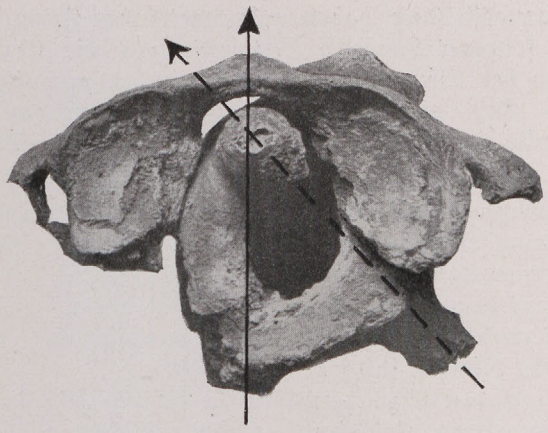


ABB. 19. Atlas und Dreher von oben gesehen, nachdem das anhaftende Teilstück des Hinterhauptsbeins abgelöst wurde. Ausgezogen ist die Atlasmittellinie, gestrichelt die Drehermittellinie. Der Verrenkungswinkel beträgt ziemlich genau 45°

Es sei nebenbei noch bemerkt, daß die Untersuchung der Knochenreste aus dem obengenannten stichbandkeramischen Grab von Erfurt noch ein interessantes Ergebnis zeitigte: Es fanden sich am 4. Halswirbel und am Hinterhaupt je 2 Stück der Schneckenart Cyclonassa neritea (Abb. 18); die Schalen sind nahe dem Mundsaum durchbohrt, waren also Glieder einer Schmuckkette, die sicher noch aus viel mehr Teilen bestand, die aber den Ausgräbern entgangen sind. Diese Schneckenart kommt häufig im Mittelmeer vor und ist in Südfrankreich schon während des Jungpaläolithikums oft als Schmuck getragen worden. Aus der deutschen Vorgeschichte war sie bisher noch nicht bekannt. Mindestens 1300 km lang ist der Handelsweg gewesen, der diese Stücke — sicher über das Rhone-, Saone- und Rheintal — bis in die Erfurter Gegend gebracht hat.

Wilhelm Witter

Über eine soziale Organisation bei der vorgeschichtlichen Metallgewinnung in Mitteldeutschland

Die archäologischen Ausgrabungen in Mesopotamien geben uns Kunde von einer Blüte des Kupferschmiedegewerbes in dem Stadtstaat Ur in vorsargonischer Zeit, also etwa um 2600 v. d. Ztr. Die Kupferschmiede nahmen in Ur[1]) eine bevorzugte Stellung ein. Es ist das höchstwahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß ein König, der in Ur die Kupferstatuen und -reliefs anfertigen ließ, Kupferschmiede aus einem Distrikt hatte kommen lassen, wo die Metalltechnik eine eigenständige war. Durch das Einräumen gewisser Privilegien bildeten die Kupferschmiede eine besondere Gemeinschaft im Staate.

Diese Erscheinung ist aber nicht auf den alten Osten beschränkt geblieben. In der ganzen Geschichte haben die Metallarbeiter eine bevorzugte Stellung eingenommen; und zu allen Zeiten und in allen Ländern haben sie eine Bewegungsfreiheit erhalten, die anderen Gewerben nicht immer gewährt worden ist.

Durch die vielen Metallfunde in Mittel- und Nordeuropa, die aus den frühen Perioden der Metallzeit unseres Erdteiles stammen, namentlich aber durch das Auffinden von Gießereiwerkplätzen der Bronzezeit sind wir über die Tätigkeit der Metallarbeiter jener Zeiten gut unterrichtet. Wir können uns daher auch eine Vorstellung machen von der Wichtigkeit ihrer Stellung in der Volks-

gemeinschaft. Und eine Vorzugsstellung haben nicht nur die Metallarbeiter früherer Perioden, sondern auch die Schmiede in der Eisenzeit eingenommen und behalten. Der germanische Schmied ist dem deutschen Volke ein Symbol geworden.

Ursprünglich werden die Kupferschmiede das von ihnen verwendete Metall auch selbst aus Erzen gewonnen haben. Mit der vermehrten Nachfrage nach ihren Erzeugnissen, also mit dem wachsenden Bedarf, mußte notgedrungen auch eine Arbeitsteilung bei ihnen eintreten. Es bildeten sich jetzt Werkplatzgemeinschaften, die aus den Erzsuchern bzw. Bergleuten, den Erzschmelzern und den Kupferschmieden bestanden. Weiter haben zu dieser Genossenschaft auch noch die Leute gehört, die die erzeugten Gegenstände oder den Werkstoff dazu auf dem Tauschwege verwerteten. Dabei mag es dahingestellt bleiben, ob fremde Händler die Erzeugnisse im Ursprungsgebiet in Empfang nahmen oder Angehörige der Genossenschaft selber sie in fremde Länder brachten.

Hierüber gibt uns keine Überlieferung, keine Schrift Auskunft. Und doch hat es in der frühen Metallzeit Europas eine derartige soziale Organisation — also eine Genossenschaft — bei der Metallgewinnung in Mitteldeutschland gegeben. Wir erkennen das genau an der Art des in unseren verschiedenen Erzdistrikten gewonnenen Kupfers und seiner Legierungen. Die allermeisten der von meinem langjährigen Mitarbeiter — Dr. Helmut Otto — spektralanalytisch untersuchten, weit über tausend Metallfunde aus deutschem Boden, lassen sich nämlich in verschiedene Metallgruppen mit einer spezifisch chemischen Zusammensetzung unterteilen. Die Zusammenfassung einer jeweils großen Anzahl von Metallfunden zu einer solchen charakteristischen Metallgruppe ist uns jedoch nur möglich gewesen, weil das der chemischen Zusammensetzung eines Metalles entsprechende Erzvorkommen lange Zeiten hindurch für sich ausgebeutet wurde, und die Erze immer auf dem gleichen Schmelzplatz verhüttet worden sind. Die Werkplatzgemeinschaft hat solch eine Erzlagerstätte als ihr Eigentum eifersüchtig gehütet. Das ist auch im Verlaufe späterer Zeiten noch so gewesen.

Von solchen spezifischen Metallgruppen konnte bisher eine ganze Reihe nachgewiesen werden. Dementsprechend haben auch ebenso viele — oder evtl. auch mehr — Werkplatzgemeinschaften oder Metallgenossenschaften in Mitteldeutschland bestanden.

Es ist nun sehr interessant zu verfolgen, nach welcher Richtung hin die Erzeugnisse von den einzelnen Werkplätzen aus transportiert worden sind. So sehen wir z. B., daß das zinnhaltige Kupfer während der Kupferzeit Europas vom Vogtland aus seinen Weg hauptsächlich nach Ostskandinavien genommen hat. Auch das Metall einer zweiten Gruppe geht z. T. nach dem ostskandinavischen Norden, während zur gleichen Zeit oder schon früher das Metall einer dritten Gruppe nach Jütland gebracht wurde. Hierbei handelt es sich um den Hortfund von Bygholm, der nach J. Brönd-sted-Kopenhagen etwa um 2300 v. d. Ztr. in die Erde kam.

Jedoch auch nach dem Südosten, nach Ungarn und Serbien wurden fertige Gegenstände oder der Werkstoff selbst gebracht. Ebenso bestanden Handelsverbindungen mit der Schweiz und Oberitalien (Remedello usw.).

Dieses alles läßt sich an Hand der Metallanalysen und der Lage der Fundorte von den untersuchten Metallfunden nachweisen. Wir stehen aber erst am Anfang einer solchen Auswertung der Untersuchungsergebnisse und es dürfte nicht zu viel gesagt sein, daß sich daraus noch manche Überraschung für die deutsche Vorgeschichtsforschung ergeben wird.

[1]) Sidney Smith, Early History of Assyria to 1000 B. C. pag. 55 u. 217, London 1928.

Werner Stöffel

Ein Meisterwerk steinzeitlicher Töpferkunst aus dem Sudetengau

Durch einen Zufall wurde dieses schöne Gefäß seinem Dornröschenschlaf in einem Abstellraum des Museums Teplitz-Schönau entrissen. Bei Umräumungsarbeiten zum Bau eines Luftschutzkellers entdeckte es der Hauswart des Museums, Herr Diek, in einer Kiste. Da der Erhaltungszustand des Gefäßes derart gut ist, es ist ohne jeden Sprung oder Riß, wurde es zunächst für eine Nachbildung gehalten und beiseite gestellt.

Bei einem kurzen Urlaubsbesuch im Museum fiel es mir sofort auf und ich untersuchte das Stück erst mal näher. Dabei stellte sich schnell heraus, daß es sich um keine Nachbildung handeln konnte, hafteten doch noch im Innern Wurzelfasern, die

ABB. 1.
JUNGSTEINZEITLICHE AMPHORE
aus den Jitscher Sandgruben bei Bilin im Sudetengau. Vorderansicht

ABB. 1.
JUNGSTEINZEITLICHE AMPHORE
aus den Jitscher Sandgruben bei Bilin im Sudetengau. Seitenansicht

sich zum Teil in der Gefäßwandung abgedrückt hatten. Bei genauerem Zusehen fand sich dann am Boden des Gefäßes ein aufgeklebter vergilbter Zettel. Die Beschriftung war teilweise stark ausgeblaßt und zum Teil zerstört, so daß nicht alles entziffert werden konnte. Soweit sie lesbar war, gibt sie folgenden Hinweis für die Fundgeschichte:

„Steinzeitliche Urne, stand oberhalb des Kopfes des Mannes, . . . (hier folgt eine unleserliche Stelle) wo Mann und Weib nebeneinanderlagen. 19. April 1910 in Jitscher (?) Sandgruben bei Bilin. Beide Skelette sind unter obigem Datum in einer Kiste. Dörfel 9."

Diese auf dem Zettel angegebene Fundstelle hat schon öfter jungsteinzeitliche Funde geliefert, so daß der Fundort damit gesichert ist. Sofort angestellte Nachforschungen nach den dazugehörigen Skeletten verliefen leider ergebnislos. Es ist möglich, daß sie bei der geplanten Neuaufstellung des Museums noch einmal zum Vorschein kommen. Soviel über die doppelte Fundgeschichte.

Bei dem Gefäß handelt es sich um eine vierösige Amphore, aus graugelblichem Ton, der fein geschlemmt ist und keine gröberen Beimengungen zeigt. Die Oberfläche ist innen und außen sorgfältig geglättet.

Es ist etwa 12 cm hoch, der Mündungsdurchmesser beträgt 6,5 cm, der größte Durchmesser am Schulterumbruch 10,5 cm.

Was das Gefäß so anziehend für den Beschauer macht, ist der gut durchgegliederte Aufbau, der durch die aufgetragene Verzierung noch unterstrichen wird. Bei der Verzierung wirkt wieder die ausgeglichene Flächenaufteilung so wohltuend.

Der Halsteil, 3 cm hoch, ist deutlich gegen den Gefäßkörper abgesetzt. Er ist am Rand von einem Band von senkrecht gestellten Einstichen umsäumt, die etwa 0,5 cm lang sind und dicht bei dicht stehen. Sämtliche Einstiche auf dem Gefäß sind kräftig und tief eingestochen, anscheinend mit einem Hölzchen, das wie ein Stempel benutzt wurde. Ob diese tiefen Einstiche mit einer weißen Füllmasse ausgefüllt waren, was öfter vorkommt, läßt sich leider nicht mehr feststellen.

Unterhalb dieses Saumes verläuft ein einfaches Zickzackband, gleichfalls tief eingestochen.

Die Grenze zwischen Hals und Gefäßkörper wird unterstrichen durch ein zweites umlaufendes Band von eingestochenen Stäbchen, am oberen Rande des Gefäßkörpers. Der Gefäßkörper erhält seine Gliederung in der Senkrechten durch vier gleichmäßig auf den Umfang verteilte Ösen und durch die über die Ösen herabfallenden Bänder. Die Ösen sind ziemlich breit und springen kräftig vor. Die Bänder bestehen aus waagerecht gestellten Stäbchen und werden an ihrem Ende durch 4 senkrecht gestellte Stäbchen abgeschlossen. Die Ösen werden wieder von einem hufeisenförmig gekrümmten Stäbchenband umgeben, das nach unten offen ist. Diese Hufeisenbänder werden nach unten wiederum durch 4 senkrecht gestellte Stäbchen abgeschlossen. Die vier Flächen, die zwischen den Hufeisenbögen offen bleiben, sind durch vier Kreuze ausgefüllt. Sie sind aus zwei zueinander senkrecht stehenden Stäbchenbändern gebildet, wobei das senkrechte Band wieder durch vier Stäbchen abgeschlossen wird.

Diese 8 senkrechten Bänder, 4 die über die Ösen herabfallen, 4 von den Kreuzen, teilen die Fläche des Gefäßkörpers in 8 nahezu gleiche Teile auf. Dadurch wird der Anschein erweckt, als hätte der Künstler zuerst die Fläche in 8 Teile aufgeteilt und sie dann weiter durch die Hufeisenbogen und die Querarme der Kreuze weiter unterteilt. Dem widerspricht jedoch eine Kleinigkeit, die man bei flüchtiger Betrachtung leicht übersieht. Bei den Kreuzen läuft nämlich das waagerechte Stäbchenband durch, während das senkrechte von ihm unterbrochen wird.

Wäre die Unterteilung durch acht Bänder als erstes angelegt worden, so wären die Bänder von den Kreuzen sicher glatt durchgegangen und nicht von den Querarmen unterbrochen worden.

Man kann sich das Aufbringen der Verzierung etwa so vorstellen, daß zuerst die 4 Bänder der Ösen angelegt wurden. Ihnen folgten als Umrahmung die Hufeisenbänder mit der Öse als Mittelpunkt. Der nun verbleibende freie Raum wurde durch die 4 Kreuze ausgefüllt, wobei die ohne Unterbrechung durchgehenden Kreuzarme die Waagerechte betonen, die aber nun nicht geradlinig fortgesetzt wird, sondern von den Hufeisenbogen nach oben abgelenkt wird. Dadurch wird der sonst fast streng wirkende Aufbau belebt und gibt dem Ganzen etwas Beschwingtes.

Die Waagerechte wird zum Schluß wieder aufgenommen, durch die Abschlußstriche der verschiedenen Bänder, die alle in der gleichen Höhe enden. Damit ist der Abschluß der Verzierung auf dem Gefäß gegeben. Daß untere Drittel des Gefäßkörpers ist ohne jede Verzierung.

Der Boden ist als Standfläche ausgebildet, so daß das Gefäß auch auf ebener Unterlage sicher steht.

Es steht nun noch die Frage offen, in welche der zahlreichen steinzeitlichen Kulturen wir es einordnen können.

Die Amphorenform mit den 4 Ösen weist uns auf den nordischen Kreis hin, ebenso die tief eingestochenen Verzierungen, die klar gegliederte Form. Nur die Aufteilung der Oberflächen in mehrere gleich große Flächen, und die Hufeisen-

bögen können nicht daher stammen, sie sind dem nordischen Kreis fremd. Doch kennen wir Bogen und eine ähnliche Flächenaufteilung zur gleichen Zeit aus der Bandkeramik, einer Kultur des östischen Kreises. So können wir abschließend sagen, daß wir in dem Gefäß ein Beispiel haben für die Durchdringung der beiden Formenkreise, des nordischen und des östischen, wie wir es schöner kaum finden werden.

Dem entspricht auch der Fundort im Sudetengau, dem Raum, in dem sich gerade diese Formenkreise auseinandergesetzt haben.

Wilhelm Müller

Zur Stammesfrage der Cherusker

Über das Schicksal vieler germanischer Stämme, die zur Zeit Armins zwischen Rhein und Elbe saßen, sind wir nur undeutlich unterrichtet. Ihre Namen verschwinden in der Völkerwanderungszeit oder schon früher. Von einer Anzahl wissen wir, daß sie in den großen Gruppen der Franken oder Sachsen aufgingen. Von anderen dagegen ist jede Spur verwischt. Wie steht es nun mit jenem starken, machtvollen deutschen Stamm, an dessen unbeugsamem Widerstand der gewaltige Ansturm der größten Militärmacht des Altertums zerbrach und der uns gleichzeitig den ersten großen Helden unserer Geschichte schenkte?

Soviel ist sicher: Als dieser unser Stammesheros, ohne dessen Tat es kein Deutschland gäbe und von dem nach dem Zeugnis des Tacitus noch hundert Jahre nach seinem Tode das germanische Heldenlied erklang, in der Blüte seiner Jahre dem Neid und der Hinterlist seiner Verwandten erlag, da war es auch mit der Glanzzeit seines Volkes vorbei. Blutige innere Kämpfe, die seiner heimtückischen Ermordung folgten, rieben das ganze Fürstengeschlecht und den Adel der Cherusker auf, so daß im Jahre 47 nur noch ein Sproß aus dem königlichen Stamme übrig war: Italicus, ein Sohn des Flavus, Armins römisch gesinnten Bruders, der in dem Freiheitskampfe seines Volkes römische Schergendienste geleistet hatte. Dieser Italicus war in Rom erzogen, dem Vaterlande halb entfremdet, und so brachte denn auch sein Kommen seinem Volke nur neue innere Kämpfe und Zerrüttung. Über sein endgültiges Schicksal wissen wir nichts, nur daß um das Jahr 84 ein anderer cheruskischer König namens Chariomer seiner Römerfreundlichkeit halber vom Nachbarstamm der Chatten (Hessen) aus seinem Lande vertrieben wurde, weil diese in schwerem Kampf mit Rom begriffen, keinen Feind in ihrem Rücken dulden konnten. Es ist, wie wir sehen, nicht recht verständlich, wenn der sonst so zuverlässige Tacitus in seiner „Germania" von einem „langen und erschlaffenden Frieden" spricht, in welchem der ehemals so tüchtige Stamm der Cherusker „verweichlicht" sei. Das Gegenteil war der Fall. Daß aber jene schweren inneren Kämpfe die einstige Vormachtstellung dieses Volkes erheblich schwächen mußten, kann nicht bezweifelt werden, wenn es auch verfehlt wäre, aus dem Zustand, wie er um das Jahr 100 bestand, auf eine dauernde Ohnmacht schließen zu wollen. Werden sie doch für das Jahr 311 unter denjenigen Stämmen aufgeführt, die sich gegen den Kaiser Constantin zusammenschlossen und gegen ihn kämpften.

Immerhin darf als sicher gelten, daß der kleinere, westlich der Weser in den heutigen Kreisen Höxter und Warburg, im Lippeschen und Mindenschen sitzende Stammesteil gegen Ende des ersten Jahrhunderts teils in politische Abhängigkeit der Chatten geraten, teils durch den nach SW vordringenden Stamm der Angrivarier (der späteren Engern) nach Westen — ins Münsterland — abgedrängt zu sein scheint. Hat doch Professor Brandi-Göttingen sehr wahrscheinlich gemacht, daß die eigenartige Hauszier der Giebelpfähle, die sich im Gegensatz zu den niedersächsischen Pferdeköpfen in dem keilförmig vorspringenden Dreieck Hannover—Osnabrück—Paderborn findet, auf den Stamm der Angrivarier zurückzuführen sei, für die auch der alte Gau Angeron südlich von Soest zeugt (vgl. Niedersächsisches Jahrbuch 1933).

Für den östlich der Weser im heutigen Regierungsbezirk Hildesheim (bis Witzenhausen und Heiligenstadt), im Lande Braunschweig bis zur Oker und im Südteil des Regierungsbezirks Hannover bis etwa zur Linie Stolzenau—Steinhuder Meer—Gifhorn seßhaften Hauptteil des Cheruskerstammes sind heute Historiker, Stammeskundler und Vorgeschichtsforscher einig, weder eine Verdrängung durch andere Stämme, geschweige denn eine Vernichtung anzunehmen. Hier hat das von Norden vorgedrungene Niedersachsenhaus (Kübbungshaus) ganz offensichtlich vor jener alten cheruskischen Nordgrenze haltgemacht, und schon das erweckt starke Zweifel, daß das spätere Aufgehen der Cherusker in den Sachsen auf dem Wege kriegerischer Eroberung erfolgt sei. Hat doch unsere Vorgeschichtsforschung ergeben, daß sich die Südgrenze der Sachsen nicht einmal mit diesem Nieder-

sachsenhaus deckt, sondern stark zurückweicht und das Vordringen der Sachsen sich auf das Gebiet zwischen unterer Elbe und unterer Weser, d. h. im wesentlichen den heutigen Regierungsbezirk Stade beschränkt.

Hierzu kommt noch folgendes: Nach den Forschungen zweier so bedeutender Wissenschaftler wie des Germanisten Edward Schröder und des Stammeskundlers Rudolf Much kann m. E. kein Zweifel bestehen, daß der Name der Cherusker aus germ. Cherut = Hirsch herzuleiten ist, so daß die Cherusker die „Hirschmänner" oder Hirschfreunde waren — vielleicht weil sie in ihren Wohnsitzen am Harze und in den weiten Wäldern des Leine- und Weser-Berglandes mit Vorliebe den Hirsch jagten. Dessen Schädel und Skelettreste haben sich auch in der Tat in cheruskischen Siedlungen vorgefunden. Nach Edward Schröder ist der Name der Cherusker in den beiden — jetzt wüsten — Harxbüttel (Herkesgibutli) bei Braunschweig und Gifhorn verewigt. Dabei war schon von Schröder die Vermutung ausgesprochen, daß diesem Namen möglicherweise eine kultische Bedeutung zukomme. Diese Annahme darf nun durch meine eigenen Forschungen über die Sagen und die Bedeutung des Hohensteins im Süntel (vgl. Germanen-Erbe 1939 Heft 6) als vollauf bestätigt gelten. Lassen doch jene uralten Volkssagen nicht den geringsten Zweifel, daß wir in dem majestätischen Felsgipfel des Hohensteins nicht nur das von Tacitus (Annalen II, 12) im Zusammenhang mit der Idistaviso-Schlacht erwähnte Donarheiligtum der Cherusker vor uns haben, sondern daß mit dem Kultus Donars offensichtlich die Verehrung des heiligen, unter dem Schutze des Gottes stehenden weißen Hirsches verbunden gewesen ist. Daß auch bei anderen germanischen Stämmen der Hirsch kultische Verehrung genoß, beweist der heilige, von vier Hirschen gezogene Götterwagen der Goten, den Aurelian erbeutete, 273 in seinem Triumphzug in Rom mit aufführte und ihn dann auf dem Kapitol dem Jupiter opferte. Damit aber gewinnt die weitere Annahme Schröders und Muchs erheblich an Gewicht, daß ein zweiter (nicht sakraler) Name der Cherusker der der Falen war, die uns in den späteren West- und Ostfalen als starken und selbständigen Unterabteilungen der Sachsen begegnen.

Somit aber kann kein Zweifel sein, daß in diesem östlichen Kerngebiet des Cheruskerlandes der Grundstock der Bevölkerung auch heute noch als cheruskisch anzusprechen ist. Edward Schröder hat in seinen feinsinnigen sprachgeschichtlichen Untersuchungen ausgeführt, daß als typisch cheruskisch die Personen- und Ortsnamen auf dag anzusehen seien. So führte schon ein Mitglied des cheruskischen Fürstenhauses und Verwandter Armins den Namen Segisdag (= Siegestag). Osdag und Gerdag hießen zwei der frühesten Bischöfe von Hildesheim, Adaldag ein Bischof von Bremen und mehrere Äbte in Werden (Ruhr) und Helmstedt. Ein Graf Ricdag war der Gründer des Klosters Lamspringe (872), ein Graf Osdag wird um die gleiche Zeit mehrfach erwähnt. Es waren Männer cheruskischer Herkunft! Und so finden sich denn auch gerade im Braunschweigischen und Südhannöverschen die aus den Personennamen auf dag hergeleiteten Siedlungen Riddagshausen, Odagsen, Eldagsen, Levedagsen, Voldagsen, Hardegsen und bei Bockenem im Ambergau Ortshausen, das ursprünglich Osdageshusen heißt (so 1154, 1157 und 1160) — zweifellos nach einem cheruskischen Manne namens Osdag benannt, was auf ein hohes Alter des Ortes hinweist.

So gehörten die Ahnherrn der alteingesessenen Bevölkerung dieses Gebietes ohne allen Zweifel zu den Mitstreitern der Teutoburger Schlacht und der anschließenden schweren Kämpfe, von denen sich nach meiner Schrift „Teutoburg, Irminsul und Siegfriedfrage" (Fritz Fink-Verlag, Weimar 1937) im Leineberglande unweit des Dorfes Irmenseul (1298 Ermensulle) und der Frühgeschichten „Hohen Schanze" über Winzenburg ein entscheidungsvolles Ereignis zugetragen haben muß: der erfolgreiche Überfall Armins auf die gewaltige römische Heerschlange kurz nach der für die Germanen unglücklichen Schlacht von Idistaviso, durch den Armin den feindlichen Vormarsch zum Stillstand brachte und die Römer zur endgültigen Umkehr aus Germanien zwang.

Rudolf Allmann

Verehrung des Giebich-Wodan in Mitteldeutschland

Wohl kaum in einer anderen Gegend unseres Vaterlandes begegnen wir so oft Orts- und Flurnamen, die mit dem Namen Giebich oder Hübich gebildet sind, als in den Gauen des Harzes. Vor allem sind es 3 derartige Stätten, die in Mitteldeutschland bekanntgeworden sind: Nämlich der „Giebichenstein" bei Halle a. d. S., der „Hübichenstein" bei Bad Grund im Harz und der „Geweckenstein" bei Nienburg a. d. Weser. Mit Recht hat man in ihnen Stätten vermutet, die einst dem Wodan geweiht waren. Schon Jakob Grimm ist der Ansicht, daß Giebich ein Beiname

Wodans ist. In den Sagen tritt dieser Giebich als Zwergenkönig auf, der meist die Höhlen des Zechsteinbandes am Südharz bewohnt. Er ist der „König der Unterirdischen" und beherrscht klug und geschickt große Reichtümer. Ein reicher Sagenschatz erzählt von ihm und seinen Wohnstätten. Aber zwischen den allgemein bekannten liegt noch eine Kette wenig bekannter Giebichenorte, die einmal zusammengestellt werden müssen, um neue Erkenntnisse für die Verehrung des Giebich-Wodan gewinnen zu können. Aus der Betrachtung dieser Stätten erhält man den Eindruck, daß ganz besonders hervorragende Berge, Felsen und Steine in Mitteldeutschland oft einer Gottheit geweiht waren, die in frühchristlicher Zeit den Namen Giebich erhielt.

Besonders am Giebichenstein bei Halle wird dies deutlich. Er ist ein hochragender Porphyrfelsen am Ufer der Saale. In einer alten Urkunde von 1182 wird er „Giveckenstein" genannt. Auf dem Gipfel erhebt sich die Ruine der Burg. Unter dem Erdgeschoß eines Gebäudes der Unterburg fand man einen merkwürdigen alten Raum. Er wurde als Krypta einer Kapelle angesprochen, die zwar wieder verfallen ist, der Raum war aber schon im Jahre 1012 vorhanden. Auch die Sage von Ludwig dem Springer ist eine weitere Bestätigung einer vermutlichen Giebichkultstätte, der mit seinem weiten Mantel und weißen Hengste nur eine jüngere Verkörperung des Germanengottes ist, eine ähnliche Erscheinung wie sie in der Barbarossasage vorliegt.

Der Hübichenstein liegt im Westharz (Abb. 2). Er wurde früher noch Gübichenstein genannt. Nach der Sage war er der Sitz des Zwergenkönigs Gübich. Dieser war klein und struppig, konnte sich aber im Zorn zum Riesen ausrecken. In ihm hat die Sage die Hilfsbereitschaft des großen Freundgottes der germanischen Bauern, des Gebers aller guten Gaben, bewahrt.

Der Geweckenstein bei Nienburg a. d. W. (Abb. 1) ist ein skandinavischer Granitblock, ein Findling, im Forstort „Krähe". 45 Schritt östlich von ihm befindet sich der Opferstein, „Teufelsbett" genannt. Nahe bei ihm liegt auch ein Hünengrab mit Steinsetzung, das leider stark zerstört ist. Auch hier erzählt die Sage von Zwergen und Riesen. Die Sagen können in den betreffenden Sammlungen nachgelesen werden, hier erübrigt sich ihre Wiederholung.

An diese bekannten Giebichenstätten reiht sich würdig mit seiner Lage und seinen Sagen der „Giebichenberg" bei Wettelrode, Kreis Sangerhausen. Unmißverständlich ist durch mich auch in ihm eine Wodankultstätte nachgewiesen worden („Mitteldeutsche Volkheit", Halle-Saale, 1938, H. 1, S. 11). An seinem Fuße sprudelt ein „Heiliger Born". In den 12 Nächten nach Weihnachten

ABB. 1. DER GEWECKENSTEIN *bei Nienburg a. d. W.*

ABB. 2. DER HÜBICHENSTEIN im Westharz

braust der wilde Jäger mit seinem Troß vorüber. Die Sage vom „Geschenk des Giebich" hält auch hier die Erinnerung an den großen Geber wach. An der nächsten Umgebung dieses Giebichenberges haftet endlich die Sage vom „Schlangenkönig". Bei den Langobarden nahm Wodan die Gestalt der Schlange an. Die zauberische, kluge und geheimnisvolle Kraft, die die Schlange besitzt, übernahm das Wesen des Zaubergottes.

Nicht weit von jenem Giebichenort erhebt sich bei Pölsfeld ein „Giepenberg". Auch in seiner Nähe fließt ein „Heiliger Born".

Dicht dabei in der Kreisstadt Sangerhausen gibt es eine „Göpenstraße" und das Göpenviertel, 1358 „Geppen Gaze", 1535 Giepengasse, mundartl. Jiepengasse (Fr. Schmidt, Kreis Sangerhausen, H. 1, S. 68). Bemerkenswert ist die gleiche Namensform des Giebichenberges bei Wettelrode, der 1689 „Göpenberg" hieß. Es interessiert uns natürlich, daß für Sangerhausen eine vorgeschichtliche Malstätte nachgewiesen wurde. Am Ende der Göpenstraße liegt der neue Marktplatz Sangerhausens mit dem Neuen Schloß. Dieses ist der Schauplatz der Sage vom „Kobermännchen" mit einem wilden Barte. Bezeichnenderweise kann sich auch dieses Männchen zu einem Riesen ausrecken und fühlbar strafen. (Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. u. Nat. in Sangerhausen, 18. H., St. 16.) Im Volksmunde heißt es das „graue Männchen".

Auch der „Giebichenhagen" zwischen Nordhausen und Neustadt gehört zu den geweihten Stätten gleichen Namens, 1415 Gebichenhain genannt. Hier hausen wieder Zwerge, und die wilde Jagd zieht über ihn dahin. Hier am Südharz häufen sich geradezu diese Stätten. Im Forste von Horla im Mansfelder Gebirgskreise liegt ein Giebichenberg. Oberhalb Stempeda erhebt sich schon wieder ein Giebichenberg, auf ihm dehnt sich der Wald „Gybichen". Ein Ringwall umzieht den Berg. Bei Trautenstein an der Rappbode gibt es einen „Giepenbachskopf". Im Orte selbst befindet sich ein Hufeisenstein, er liegt versteckt in einer Ecke des Pfarrgartens neben der auf einem vorspringenden Felsen erbauten Dorfkirche. Im Mansfelder Lande in der Flur Höhnstedt zieht sich zum Süßen See das „Gibichental" hinunter, 1582 „Gibichenthal". In seiner Nähe befinden sich mehrere heilige Steine, mit denen sich Kutschsagen verknüpfen. Heiligental bei Eisleben, 1295 Hilgendale, soll ursprünglich „Gibichental" geheißen haben. An die nahe Bösenburg ist die Sage von dem wilden Ritter gebunden, der gern jagen ging. Im „Giebichentale" unweit der Burg stand ein heidnisches Heiligtum unter einer mächtigen Eiche. Eine andere Sage behauptet, die Kirche stehe an der Stelle eines heiligen Haines.

Vielleicht gehört auch Hübitz bei Mansfeld in diese Reihe, das 992 Hubisci lautet und slawisiert sein könnte. 1420 wird von hier eine Gerichtsstätte erwähnt. Aus der Umgegend hat sich ein altes Steinbild eines Handgottes erhalten, das jetzt an der Kirche in Siersleben eingemauert ist. Bei Bilzingsleben an der thür. Wipper liegt die Wüstung „Giebichendorf". Hier zeigt sich in den 12 Nächten der Schimmelreiter und eine Laterne. Auf dem nahen Dornberge stand ein Menhir, „der lange Stein", Spuren einer Umwallung sind noch vorhanden.

Einige Namen, die auffallend ähnlich klingen, könnten Entstellungen aus Giebich sein. So begegnet uns bei Großleimungen, Mansf. Geb.-Kr., ein „Giebeltal", so schon 1650 genannt. Bei Ellrich treffen wir einen Wald, den „Ibigenstein". Und in der Flur Hörningen bei Nordhausen findet sich der „Ibische Graben".

Es könnte nun der Einwand erhoben werden, es handele sich bei diesen Namen nicht um den Beinamen Wodans, sondern um einen Personennamen, die ja häufig zur Bildung von Ortsnamen verwendet wurden. Hierzu hat Edward Schröder, Deutsche Namenkunde 1938, nachge-

wiesen, daß z. B. die früheren Burgnamen mit der Endung „stein“ sehr selten sind, daß solche vielmehr ursprünglich Flurnamen waren. Weiter hat er dargelegt, daß eine Burgbenennung vor 1200 nur sehr selten nach dem Erbauer oder ersten Besitzer geschah. Das spricht dafür, daß „Giebichenstein“ z. B. nur ein Flurname sein kann, nicht also ein Siedlungsname, der mit einem Personennamen gebildet ist. Das beweist auch die Tatsache, daß gerade die Orte unseren Namen tragen, die noch heute als heilig gelten und deren Bezeichnungen meist reine Flurnamen sind.

Östlich des vorigen Gebietes dichter Giebichenorte taucht in der Mark bei Fehrbellin ein „Giebkenberg“ auf, der schon jenseits der Elbe liegt und von der einstigen germanischen Besiedlung eine beredte Sprache spricht. Auf seinem Gipfel befindet sich ein Hünengrab.

Westlich unseres Kerngebietes treffen wir Giebichenorte in Hessen. Dort finden wir eine „Gebicheskoppe“ und „Gebicheborse“. In Westfalen begegnen wir einem „Gievenbeck“ bei Münster, 889 „Gibbonbeki“. Eine westfälische Sage erzählt von Johann Hübner, der ein Räuber gewesen sein soll und stärker war als alle Männer im Land. Er hatte nur ein Auge und einen großen Bart. Mit dem einen Auge sah er weit durchs ganze Land. Er erscheint oft um Mitternacht auf einem schwarzen Pferde und reitet um den Wall.

Hiernach ist also Giebich ein Wesen, das in Ortsnamen und Sagen um den Harz immer wieder vorkommt. Dadurch, daß an diesen Stätten die wilde Jagd, der Schimmelreiter oder der wohltätige Alte haust, kann Giebich m. E. nur ein Deckname für Wodan sein. In Wodan sahen auch die Germanen den Spender aller guten Gaben. Giebich bedeutet „der Gebende“ und ist abzuleiten von got. „giban“, ahd. „geban“, mhd. „geben“. Er tritt als germanischer Mannesname auf und ist zuerst durch den Frankenkönig Gibica des 5. Jahrhunderts belegt. Viele Familiennamen sind damit gebildet. Es ist wohl nicht zufällig, daß das Stammgebiet aller Geweckenfamilien sich mit dem Kern der Gibichenstätten deckt (8. Rundschreiben des Sippenverbandes Gewecke!).

Heute noch lebt dieser Giebich-Wodan im Gedächtnis der Südharzer. Seinen Decknamen nahm er an, als der Gottesname von der christlichen Kirche gehaßt und verboten wurde. In der Gestalt des Zwergenkönigs lebt Wodan fort, zwar oft verzerrt und unter artfremdem Denken verfälscht. (Vergleiche die Sagen des Sachsensteines bei Bad Sachsa und des Städtchens Grund!)

ABB. 3. DAS KOBERMÄNNCHEN im Neuen Schloß in Sangerhausen

Giebich erscheint als uralter Mann mit grauem Bart, der bis zur Brust reicht und in dem eine unbändige Kraft wohnt. Häufig wird er da verehrt, wo in den Bergen metallische Schätze ruhen. Es ist der alte Totengott, der die Schatten der Unterwelt beherrscht, zugleich aber auch der alte Sturmgott. Die Gestalt Giebichs überragte einst so stark alle anderen Gottheiten in Mitteldeutschland, daß sogar der angesehene Donar in den Hintergrund gedrängt wurde. Auch von ihm lassen sich hier Reste seiner Verehrung nachweisen. Aber während das Bild Donars meist so verblaßt ist, daß es nur noch aus den alten Ortsnamen zu uns spricht, sind die Vorstellungen von Giebich viel frischer, weil sich seine Gestalt auch noch aus vielen Sagen herausschälen läßt. Im 2. Merseburger Zauberspruche wird Wodan sogar noch offen angerufen. Er hatte dank seiner mannigfachen Kräfte viele Beinamen, etwa 150. Hier wurde er, wie die Wettelröder Sage vom Geschenk des Giebich so schön berichtet, als der Gebende verehrt, der Nahrung und Heilung, Tod und Leben gab.

Wodan kam einst aus keltischem Erbe zu den Germanen, die besonders jene dunklen Gewalten und starken Triebe für ihre sonst lichtere Welt der Götter von den Kelten empfingen, am tiefsten bei Wodan, der dann der erste der germanischen Götter wurde. Seine Zauberkraft und sein stürmender Drang mögen ihn an die höchste Stelle der Götterwelt geführt haben. Wodanglaube hat sich vom Süden nach dem Norden ausgebreitet, wo er etwa im 5. Jahrhundert anlangt. Walther Schulz hat nachgewiesen, daß nach der Ynglinga-Sage der Wodankult mit Leichenverbrennung, Waffenbeigaben und Männergräbern verbunden ist, während der frühere Wanenkult gekennzeichnet ist durch waffenlose Bestattung in Hügeln, sowie durch Schmuckopfer, die ins Wasser versenkt wurden. So ist der Hauptgott der Eisenzeit ein Sturm- und Kriegergott, ganz der rauhen, kampfdurchtobten Zeit gemäß. Solche den Männern vorbehaltene Waffenfriedhöfe kommen auch am Harze vor, z. B. bei Meisdorf. Sie gehören dem letzten Jahrhundert v. d. Ztr. an. Wir dürfen also in der Bestattungssitte der mitteldeutschen Germanen einen Hinweis auf die Wodanverehrung erblicken, die demnach im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. am Harze aufgekommen wäre, was mit den Berichten Cäsars und Tacitus' recht gut übereinstimmt. Auch die Langobarden übten diese Sitte, die ihren Namen und ihre Abstammung von Wodan, dem Langbart, ableiten. Für die Hermunduren ist dann im 1. Jahrhundert u.

Ztr. die Wodanverehrung schriftlich bezeugt.

Eine Hilfe zum Verständnis des Giebich gewährt uns auch das Märchen. In vielen Märchen begegnet uns einunscheinbares Männchen. Im Märchen vom „Hirsekorn" (Paul Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm) erscheint es als freundlicher Mann mit breitem Hut und grauem Mantel, der dem armen Jungen einen Wunsch mitgibt. Zaunert erzählt im Märchen „Zaubertopf und Zauberkugel" von einem Männchen mit großem, weißem Barte, das einen Zaubertopf zu vergeben hat, der sich mit allem füllt, was man sich wünscht, und eine Zauberkugel, aus der Zwerge und Riesen hervorgehen. Im Märchen vom „Zauberroß" (auch bei Zaunert) ist gar der wissende Alte einäugig und besitzt ein achtfüßiges Roß. Auch die Kraft der Verwandlung eignet dem Alten, die er weiterverleiht, wie es „der schnelle Soldat" bei Zaunert erfährt. Er kennt auch die Zukunft, und als der Soldat von seinem Nebenbuhler erschlagen wird, erweckt ihn der Alte als Herr über Leben und Tod. Im „Vogel Greif" (bei Grimm, „Kinder- und Hausmärchen"), begegnen drei Brüder einem grauen Männlein, der nur denen hilft, die arglos und treuen Herzens sind. Auch „im Wasser des Lebens" (Grimm) treffen drei Brüder den alten Mann, der den freundlichen Jüngsten berät, den Weg weist und ihm drei Wunderdinge gibt.

Fassen wir alle Erscheinungsformen zusammen, so gewinnen wir die Gewißheit, daß sich in dem Alten des Märchens und der Sage kein Geringerer als Wodan verbirgt. Er weiß alles, er kennt die Zukunft. Mit seinem Rat steht er den Guten und Treuen bei. Aber auch sein Hut, sein Bart und Einauge, die Begleitung eines Schimmels, seine Beziehung zum Wasser des Lebens (heilige Quellen), die Gewalt über Leben und Tod, über Fülle und Mangel, über Riesen und Zwerge kennzeichnen ihn eindeutig. Die Menschen begegnen ihm immer dann, wenn sie zu irgendeiner entscheidenden Unternehmung aufgebrochen sind und nun ihm ihr innerstes Wesen enthüllen mußten. Auch zur Gestalt des Wilden Jägers bestehen hier mancherlei Beziehungen. Der Herr des Waldes ist wiederum Wodan. Bei den Giebichenstätten erscheint oft der Wilde Jäger mit seinem Heer. Und wie Wodan in der Bekehrungszeit entwürdigt und häufig als Teufel verschrien wurde, so tritt er nun auch im Märchen als Teufel auf. Der Rabe bei der „Prinzessin auf dem Baume" (Zaunert) wird als Teufel bezeichnet; er lebt im Walde als Jäger und besitzt einen klugen Schimmel. Es sind der Vergleiche so viele, daß wir auch in Giebich wie im Märchenalten nur Wodan erkennen können.

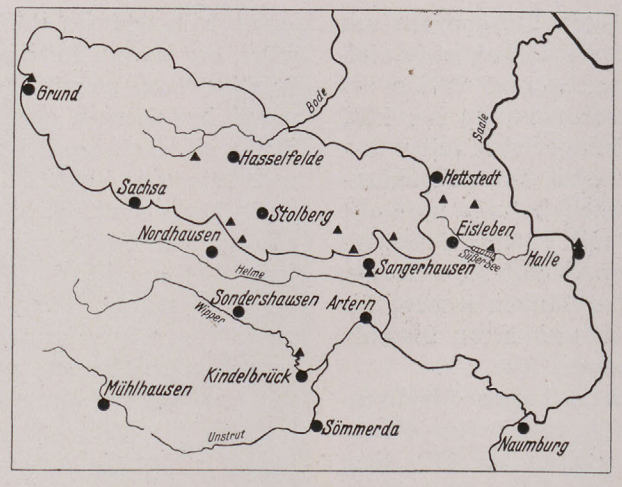


ABB. 4. GIEBICHENSTÄTTEN in Mitteldeutschland

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in den Fluren, Meßtischblättern und alten Karten weitere Giebichenstätten zu finden sind. Es ist eine höchst dankenswerte Aufgabe, auch diese zu sammeln und auszuwerten.

Eduard Krüger

Wattbrunnen

Zahlreich und mannigfaltig sind die Bodenfunde, die uns die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der im Gebiete der Wesermündung liegenden Watten darlegen und ein anschauliches Bild vermitteln von der Art dieser in der See gebliebenen Wohnplätze und ihrer Menschen. Scherben aller Zeiten, Brunnen verschiedener Zeiten, Dung- und Dienengruben, Pflugfurchen, Spatenschläge, Gräben, Deiche, Knochen von Mensch, Rind, Schaf und Hund, Steine des sog. Klosterformates und Balkenreste erweisen die ununterbrochene Besiedlung der Nordbutjadinger Watten von der Urzeit der Wurten bis ins späte Mittelalter (1). Dabei sind es besonders die Wattbrunnen, die immer wieder ihre Entdecker und durch sie eine mehr oder minder richtige Deutung gefunden haben.

Schon Pastor Nikolai hatte im Jahre 1789 westnordwestlich von Borkum-Turm einen infolge anhaltend heftigen Ostwindes trocken gelegten alten Warf entdeckt, auf dem er sechs Sodenbrunnen und drei Tonnenbrunnen „in gerader

ABB. 1. WATTBRUNNEN und MISTKÄSTEN

Linie, jedoch in ziemlichem Abstande voneinander" fand. Im Jahre 1855 sah Pfarrer Schmedes auf Wangerooge unter „der alten Oberfläche" Kleisodenbrunnen und Tonnenbrunnen. Eine planmäßige Beobachtung der den oldenburgischen Küsten vorgelagerten Wattsände durch den Oberkammerherrn Friedrich v. Alten als derzeitigen Vorsitzenden des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde in den Jahren 1867—1893 ergab wohl die Verbreitung der Wattbrunnen an mehreren Stellen der Küste und damit den Nachweis einer ehemals starken Besiedlung der südlichen Nordseeküste, allein eine richtige Deutung und Wertung erbrachte die von ihm angestellte Untersuchung nicht. v. Alten glaubte vielmehr, Reste einer vorzeitlichen Kultur aufgefunden zu haben und erklärte demzufolge die Kreisgruben als Brunnengräber, die in den Brunnen zahlreich vorhandenen Kugeltopfscherben als Urnenreste (2). Es ist das Verdienst des Alluvialgeologen Dr. h. c. Heinrich Schütte, die tatsächliche Wertung „dieser unglücklicherweise zur archäologischen Rätselfrage gewordenen Frage nach der Bedeutung der Sodenkreise im Watt" herbeigeführt zu haben (3). Er stellte den Irrtum v. Altens richtig und wies nach, daß die aufgedeckten Kreisgruben nichts anderes sind als Reste von Brunnen aus alten Siedlungen, die in geschichtlicher Zeit von den Fluten zerstört wurden. Fiel einmal ein solcher Brunnen aus irgendwelchen Gründen aus, warf man ihn zu und

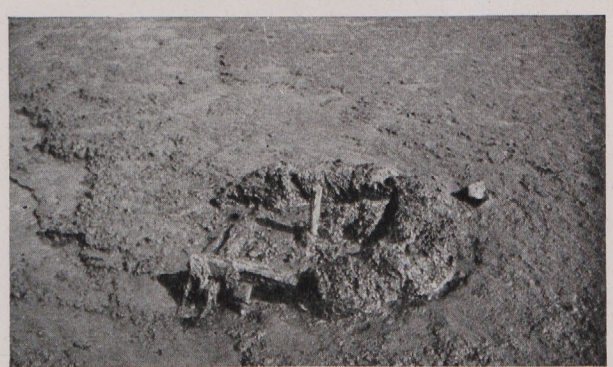


ABB. 3. TRAGEGERÜST unter den Soden

grub einen neuen; kam das salzige Wasser über ihn, sorgten die Fluten für seine Zuschlämmung mit Trümmern und Scherben. — So wurden durch v. Alten im Jahre 1893 etwa 1 km von Fedderwardersiel an der Nordküste Butjadingens entfernt auf dem Hohen Weg auf einer Fläche von 200 m Länge rund 50 Kreisgruben untersucht, während ich in den vergangenen Jahren in den Butjadinger Watten noch über ein Dutzend dieser Wattbrunnen nachweisen und erforschen konnte.

Die weitaus meisten dieser mit den Wurtsiedlungen im Meer vergangenen und nun nach Jahrhunderten von den Wassern wieder freigespülten Kreisgruben waren sog. Sodenbrunnen (Abb. 1 u. 2). Sie bestehen aus keilförmig geschnittenen Soden aus Gras oder Moor, die kunstgerecht kreisförmig aufeinandergelegt sind. Der einzelne

ABB. 2. SODENBRUNNEN

Soden hat durchweg eine Länge von 0,35 m und eine Breite von 0,17 m am Außenrande bzw. 0,10 m am Innenrande. Der Durchmesser der Brunnen ist verschieden, er liegt zwischen 0,60 m und 1,70 m; die Tiefe richtet sich nach der jeweiligen Höhenlage innerhalb der Wurten und damit nach dem Alter der Brunnen; sie schwankt zwischen 0,70 m und 2,00 m.

Wie gesagt, derartige aus Soden aufgebaute Brunnen mag es zur Warfenzeit und bis ins späte Mittelalter hinein entsprechend der starken Besiedlung des Küstenlandes mit Wurten recht zahlreich gegeben haben. Anders ließe es sich nicht erklären, daß v. Alten in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts über ein halbes Hundert dieser Sodenbrunnen auf begrenztem Raume antraf, daß sie selbst in unseren Tagen noch nicht ganz getilgt und bei Fedderwardersiel noch jetzt anzutreffen sind. Ungleich seltener dagegen sind die Tonnenbrunnen, wie sie bereits 1789 von Nikolai und auch 1867 in einem Fundbericht an v. Alten erwähnt wurden, in dem es heißt: „Ein solcher Brunnen ist ein kreisrundes, ziemlich tiefes

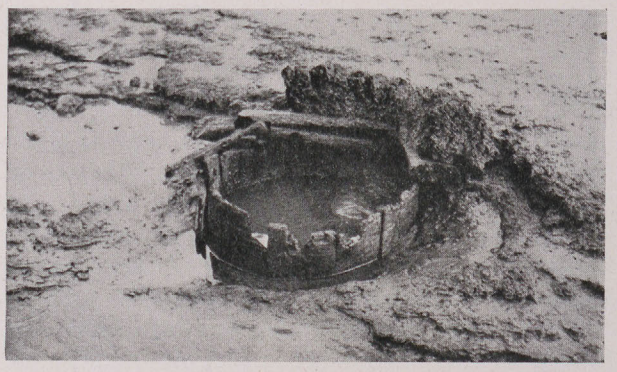


ABB. 4. TONNENBRUNNEN

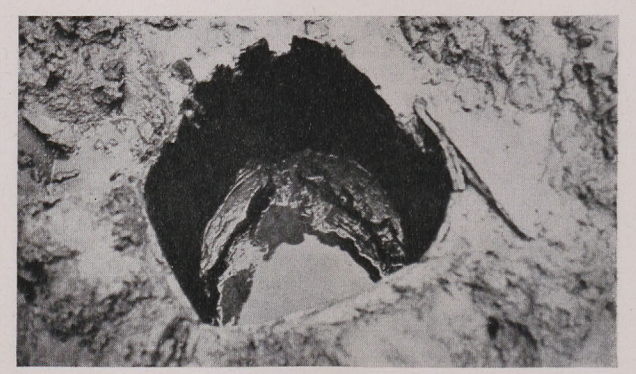


ABB. 5. TONNENGRUND

Loch, dessen Wände mit Soden aufgesetzt sind und das in der Tiefe häufig ein Gerüstwerk aus Holz enthalten soll" (!). — Eine eingehende Untersuchung aller an der Nordküste Butjadingens noch festzustellender Wattbrunnen förderte auch einen dieser seltenen Tonnenbrunnen zutage, den einzigen und wohl letzten dieser Vorrichtungen zum Sammeln und Bewahren des für die in Meeresnähe liegenden Siedlungen so kostbaren Süßwassers. Flüchtig betrachtet, glich dieser Brunnen den üblichen Sodenbrunnen. Allein die nähere Beschäftigung mit ihm führte zu der Feststellung, daß unter der letzten Kleisodenpackung dieses Brunnens ein waagerecht liegendes Saumlager starker Bauhölzer lag, die dem Anscheine nach aus dem Fachwerk von Bauernhäusern stammten, Kennzeichen einer früheren Bearbeitung trugen und von senkrecht in den Sand getriebenen Hölzern zusammengehalten wurden (Abb. 3). Die vorsichtige Entfernung dieses Holzlagers förderte alsbald eine gut erhaltene Tonne zutage, die vordem von einem 5 cm breiten, wurmstichigen Weidenbande zusammengehalten wurde, sich aber infolge des Druckes von außen aus der Fassung gelöst hatte und um 5—10 cm nach innen gedrückt war. Die lichte Weite dieser Tonne betrug 0,65 m, die Länge der Faßdauben 0,60 m. Mit dem Schwellenlager hatte der Brunnen eine Tiefe von 1 m (Abb. 4 u. 5). Die weitere Untersuchung brachte zwei starke Bogenhölzer ans Tageslicht, die mehrere kreisrunde Bohrlöcher enthielten und teilweise noch mit hölzernen Zapfen versehen waren. Es handelte sich offenbar um Teile eines massiv hölzernen Wagenrades, auf die man die Tonne gestellt hatte. Diese Radbogenstücke lagen auf dem festen Wattsande. Der Tonneninhalt selbst war mit vielen Scherben karolingischer Kugeltöpfe mit viel Ruß und dicken Krusten angebrannter Speisereste durchsetzt (Abb. 4 u. 5). Da die einzelnen Dauben am Tonnengrunde halbkreisförmig eingekerbt waren, um dem Sickerwasser den Eintritt zu erleichtern, dürfte es außer Zweifel sein, daß diese Tonne zum Zwecke des Wasserschöpfens auf die beiden Unterläger, die Teile eines Wagenrades, gestellt und eingegraben wurde. Berücksichtigt man dazu die tiefe Lage der Tonne, NN —1,50 m, die bei einer Höhe von nur 0,60 m den festen Sand erreichte, so ergibt sich, daß dieser Tonnenbrunnen der Urzeit der Wurten entstammt, einer Zeit, da der Wattsand, durch die vorausgehende Hebung ausgesüßt, noch nicht vom Salzwasser der Sturmfluten erreicht werden konnte (4). Es wird also die Tonne die älteste Form der Wattbrunnen darstellen. Sie stammt aus einer Zeit, da man noch zu ebener Erde oder auf geringer Erhöhung sturmflutsicher siedelte und ihre bescheidene Tiefe ausreichte, das kostbare Naß zu bergen. Erst als mit fortschreitender Wurterhöhung die Tonne nicht mehr reichte, das sich tiefer im Sande ansammelnde Wasser zu erfassen, erhöhte man sie mit Hilfe eines Tragegerüstes und daraufgelegter Soden. In den meisten Fällen aber wird man von den allmählich überflüssig und auch sparsamer gewordenen Tonnen abgelassen und die beliebig zu erhöhenden Sodenbrunnen angelegt haben, die mühelos der jeweiligen Siedlungshöhe angepaßt werden konnten. Was hätte man auch wohl mit einer Tonne auf einer höheren Wurt erreichen wollen?! So ist es zu erklären, wenn unter den zahlreichen Wattbrunnen, wie sie durch die Jahrhunderte gebaut und gebraucht wurden, recht wenig Tonnenbrunnen oder auch Tonnen-Sodenbrunnen auf unsere Tage gekommen sind.

Schrifttum.

1. W. Haarnagel, Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet, Bd. 2: Kulturspuren im Nordbutjadinger Watt von Eduard Krüger. Aug. Lax, Hildesheim.
2. Friedrich von Alten, Die Kreisgruben in den Watten der Nordsee. Bericht über die Tätigkeit des Oldenb. Landesvereins f. Altertumskunde, 1881.
3. H. Schütte, Sind die Kreisgruben unserer Watten Gräber oder Brunnen? Jahrb. f. d. Geschichte d. Herzgt. Oldenburg, 13. Bd., 1905.
4. H. Schütte, Das Alluvium des Jade-Weser-Gebiets. G. Stalling, Oldenburg.

August Meier-Böke

Türsäulenlandschaften an der Weser

Kein Geringerer als der Verfasser der ersten „Deutschen Volkskunde“ (Straßburg 1898), Professor Elard Hugo Meyer, hat in einem Bremer Gymnasialprogramm (9) erstmals auf eine eigentümliche Erscheinung aufmerksam gemacht, die nach seinen Ermittlungen in neun Orten des Wesertals zwischen Veltheim und Hess. Oldendorf vorkommt: Haustüren, auf deren aufgehenden Ständern kugeltragende Säulen gemeißelt oder gemalt sind. Er erkennt in diesen Säulen eine unmittelbare Erinnerung an die Vorstellung von der Irminsul, wie man sie sich nach der Schilderung des Rudolf von Fulda machen müsse, also an eine „universalis columna, quasi sustinens omnia“, eine Weltsäule, die gleichsam alles trägt und deren stolzestes irdisches Sinnbild Kaiser Karl 772 zerstörte.

Professor Erich Jung (9) durchwanderte, den Meyerschen Hinweis verfolgend, die benannten Dörfer und fand die Säulen in fünf davon. Oskar von Zaborsky (23) erweiterte den Verbreitungsraum auf das Land Schaumburg-Lippe und nennt als weitere Säulenkrönungen Sterne, Sonnenräder, Lebensbäume und „stark gewundene Hörnerpaare“. Ludwig Damm (der zwei Beispiele aus den Vororten Hannovers veröffentlichte (5), will gar einen „Lichtträger“ als „kultisch gemeinten gestalterischen Inhalt“ erkennen. Einschließlich Werner Stief (20) glauben die genannten Beurteiler an eine Dauerüberlieferung der Irminsulvorstellung, deuten die Bekrönung entsprechend als Sonnenball oder Weltall, die Hörnung etwa als Erinnerung an das „Widderzeitalter“ (23) oder erkennen gar in der Schaumburg-Lippischen Sondererscheinung, nach der die Säulen „genau wie sonst die Lebensbäume aus Vasen oder Kesseln aufwachsen“, einen Beleg für die „Symbolidentität von Lebensbaum und Irminsäule“, etwa im Sinne der Arbeitsweise, die Schwantes (19) als Verfahren der „homologen Symbole“ bezeichnet und an einem vorgeschichtlichen Fundstoff zu erhärten versucht hat.

Erich Jung erwähnt auch den großen Dorfbrand von Welsede 1842, nach welchem die Säulen „von fast allen Besitzern in ziemlich aufwändiger Schnitzarbeit wieder angebracht worden seien“ und schließt daraus „mit Sicherheit, daß sich die Leute dabei etwas Besonderes dachten“. Er habe allerdings nichts darüber erfahren können, weil die Leute bekanntlich aus Furcht, ihres Aberglaubens wegen verspottet zu werden, mit Derartigem zurückhielten. Mein Feldbuch verzeichnet für die Jahre 1842/43, das Brandunglück ausweisend, fünfzehn solcher Säulentore für Welsede, und angesichts eines so eindrücklichen Beispiels wie dem nebenstehenden (Abb. 1), von mir im letzten Sommer aufgenommen, erscheint es durchaus möglich, daß, so wie hier die Säulen den Hausbrand überstanden, auch andere bei anderen Bränden verschont blieben. Dauerhafter aber noch sind bekanntlich, da von derartigen Auslöschungsereignissen unberührt, die geistigen Inhalte, die Vorstellungen.

Es gibt nun eine Meinung, die beansprucht, allein wissenschaftlich, volkstumskundlich zu sein, weil sie aus volksseelischen Tatsachen begründet werden könne: nach der Naumannschen Ansicht müßte es sich bei unseren Türsäulen um „gesunkenes Kulturgut“ bzw. „imitative Formen“ handeln, also um Nachahmungen und Verrohungen etwa der Burg- und Schloßtore, welche die Oberschicht errichten ließ. In der Tat will uns das Tor von der Außenburg zu Polle mit seinem runden Abschluß und seinen flankenständigen Säulen wie ein vorweggenommenes, steinernes Dielentor erscheinen (Abb. 2). Ja, im Kreise Hofgeismar gibt es Dielentüren, wo Quadersteine und Fugen im Holz des Torbogens „imitiert“ sind. Man möchte beim Anblick eines „Herrentors“ von der Art des Bückeburger Schloßportals (Abb. 3) beinahe — um einen Ausdruck Max Sonnens zu gebrauchen — unsere ganze Säulenerscheinung als „gesunkene“ Weserrenaissance bezeichnen. Die Kugel gehört ja zum bevorzugten Formengut der Renaissance, besonders der schlösserbauenden. Zahlreich sind auch die nachgeahmten kugelbekrönten Steinpfeiler vor den Bauernhöfen im Gebiet, und es gibt Orte, etwa Seelze bei Hannover, wo diese Außentore formgetreu auf den Dielentürständern nachgebildet stehen. In solchen Einzelfällen hat Naumann sicher recht. Bekanntlich ist ja auch das kennzeichnendste Stück der Bückeburger Tracht, die fesche Flügelhaube, erst nach 1870 entstanden, Pastor Ringenberg hat die erste Näherin ermittelt und man kennt die Bückeburger Hofdame, die ihr dabei geholfen hat (14).

Nun sind aber andererseits die bäuerlichen Säulenformen vielfach so schlicht und in der Bekrönung so ganz anders. Mancherorts bestehen auch raumzeitliche Bedenken. Zwar ist das Nachhinken für die hierhergehörende Volkskunst bezeichnend, im Bückeburgischen aber erscheinen die ersten kugeltragenden Türsäulen fast 200 Jahre nach denen des fürstlichen Triumphbogens. Sollte

ABB. 1. ENGERN b. Rinteln, Nr. 14 1852

es vielleicht oder vielmehr so sein, daß wir nicht ausschließend die Frage nach dem Entweder-Oder stellen dürfen, sondern, wie so oft in volkskundlichen Dingen und im Leben überhaupt, ein Sowohl-Alsauch annehmen müssen, einen gegenseitigen Beeinflussungszusammenhang, ein Geben und Nehmen zwischen Oben und Unten? Die Antwort läßt sich natürlich nicht vom grünen Tisch aus geben, auch nicht auf einer einmaligen Wanderung oder ein paar Wagenfahrten durch das Gebiet finden, sondern nur auf der Grundlage einer sorgfältigen und großräumigen Gesamtuntersuchung im Sinne des von Peßler (12) schon 1906 begründeten volkstumsgeographischen Verfahrens, dessen Wesen Oswald (11) so umschreibt: „Wird ein Sachgut in seiner geographischen Verbreitung erfaßt, wird es gewissermaßen kartographisch bestimmt, so werden die damit aufgezeigten Beziehungen zu den natürlichen Gegebenheiten der Landschaften, zu den Siedlungsbahnen usw. als Aufgabe gestellt." In mehrjähriger Geländearbeit, im letzten Sommer mit Mitteln der Wilhelm Teudt-Gesellschaft[1]), habe ich fast 1000 Siedlungen begangen und in 288 davon — in Erweiterung der Meyerschen 9 und der Jungschen 5 — die Türsäulen, insgesamt 1048, ermittelt.

Es ist sachwissenschaftlich eine bekannte Tatsache, daß die Gründe für technische und sonstige Neuerungen, sowie deren lückenlose Entwicklungsreihen, nur im Herkunftsraum ganz sicher faßbar sind. Nach Umwegen fand ich dieses an der Oberweser, und so sehen die ältesten Türsäulen aus: vollrund, vom Zimmermann geschaffen, und nur von diesem, stehen sie auf des Hauses Grundschwelle und ragen bis unter die Stockwerksschwelle hinauf, als deren Träger sie ganz offensichtlich gedacht sind (Abb. 4). Sie tragen auch die schrägen, bogigen Türstreben mit, die mit ihrem Fuß gewissermaßen auf dem Kopf der Säule stehen. Aus diesem Tragegedanken heraus sind die Säulen recht stämmig, 10—20 cm dick, und die Sockel kräftig herausgearbeitet.

Abb. 5 zeigt eine ganz schlichte, vierkantige, wohl ursprüngliche Form, Bild 6 ist viertel- bis halbrund gearbeitet, offenbar nachgebliebene Anfangsstufen. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Meißelarbeiten nicht holzgerechtes Zimmermannswerk seien, eigenständigste Prägung.

Als Träger gedacht: in Wirklichkeit tragen diese Säulen nicht. Im Gegenteil, sie schwächen die statische Fähigkeit des Ständers ab. Ihre Herausarbeitung kostete den Torständer Stützmasse. Der Fuß dieser Säulen schwebt ja auch frei und unterstützungslos in der Luft. Baulich notwendig sind diese Säulen nicht. So verbindet sich von vornherein der Schmuckgedanke mit dem Tragegedanken. Es ist eine allgemeine, gefügegeschichtliche Erscheinung, daß die gerüstwichtigen Stellen am Haus den Schmuck bzw. das Sinnbild an sich ziehen (18): das obere Giebeldreieck, die Giebel- und Stockwerksschwellen, der Türsturz, und, im vorliegenden Fall, der zur Dreieinheit verschmolzene Knotenpunkt im aufgehenden Ständer,

ABB. 2. POLLE a. W., Außentor d. Burg

die Stelle, wo Säulenkopf, Schwellenende und Schrägstrebe aufeinandertreffen. Abb. 6 kennt noch keine Ausschmückung am Säulenkopf, Abb. 5 erste Andeutungen. Abb. 4 ist schon durch Mehrfachwülste betont. Auch die Sockel sind von Anfang an Schmuckstelle. Die Vollsäulen der Abb. 7—10 tragen bereits die von anderen Gebäudeteilen bekannten einstigen Sinnbildformen, den Sechs- bzw. Achtstern im Ring, Wendel und Herzen, Anklänge an romanische Kapitellgepflogenheiten. Die fortschreitende Ausbildung in dieser Richtung bedeutet Nachlassen der rein baumäßigen Gesinnung. Stahle 1769 (Abb. 7): die Strebenfüße sind höher am Ständer hinaufgerückt, verlieren den Zusammenhang mit dem Säulenkopf. Die gedrehten Säulen des schönen Dielentores von Beverungen (Abb. 8) sind zu schwach, um das Oberstockwerk zu stützen, ihre Füße nur noch schaftbreit. Auch diese Säulen tragen, aber ein anderes, die rosenstraußgefüllte Henkelvase, ein fremder Bestandteil aus der „hohen" Renaissance. Diese Drehsäulen sind Höhe und Ende zugleich einer Entwicklung, die im Baulichen anhob und im Schmucklichen endete: dies Haus ist Schmuckwille durch und durch, flutende Formen- und Farbenfülle, seine Türen strahlender Sonnenaufgang. Man muß es farbig schauen, in der feinen Abstimmung auf die Ergänzungswirkung nach gelb und blau, nach rot und grün! Es kommt auch vor, allerdings einmal nur, daß das Bauliche des Gesamthauses die Säulen schier erdrückt in der herrschenden, überragenden Kraft seiner Gesinnung, wie beim Haus Halb-

ABB. 3. BÜCKEBURG. Außentor des Schlosses

mondstr. 9, Holzminden, von 1683, das einzige dreistöckige Säulenhaus im Gebiet. Die Säulen sind kein bestimmender Zug mehr im Gesicht des Hauses, kaum noch in der Tür, die durchgebaut ist (Abb. 9).

Es gibt auch nur einen Fall im Gebiet, wo eine Vollsäule an einem stockwerklosen Bau, einem Geschoßbau, erscheint: Grebenstein 1713, Kr. Hofgeismar (Abb. 10). Aber dieser Fall ist bezeichnend. Noch einmal faßte der gestaltende Meister in rein baulicher Überzeugung Säulenkopf und Strebenfüße zur architektonischen Einheit zusammen. Aber dieser Versuch war ein erster und blieb ein letzter am stockwerklosen Haus. So hebt mit der Übertragung der Türsäulen auf den Geschoßbau eine neue Entwicklungslinie an, deren frühestes erhaltenes Beispiel ein Haus von Barntrup von 1611 zeigt (Abb. 11). Seine Säulen sind nur noch flach aufgemeißelt. Wozu auch vollrund? Sie tragen weder Stockwerk noch Türschräge. Sie tragen überhaupt nicht mehr, sind vom Gefüge ganz gelöst. Zwar endigen sie noch etwa in der Höhe des alten Knotenpunktes, aber eben nur noch in geschichtlicher Erinnerung.

Durchaus nicht alle diese Flachsäulen sind „gesunken" wie die Barntruper. Aber böse Beispiele verderben gute Sitten: rückwirkend erscheinen auch an den Stockwerksbauten Flachsäulen, aber ohne die Merkmale der alten Gesinnung. Zwar enden diese Flachsäulen oft noch an der Stelle des einstigen Knotenpunktes (Abb. 12), aber sie tragen,

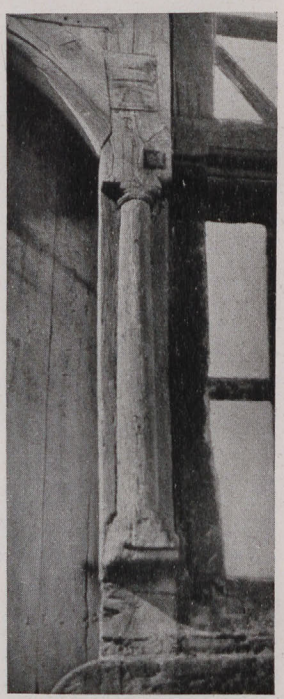


ABB. 4. LOBACH Kr. Holzminden 1699, Nr. 21

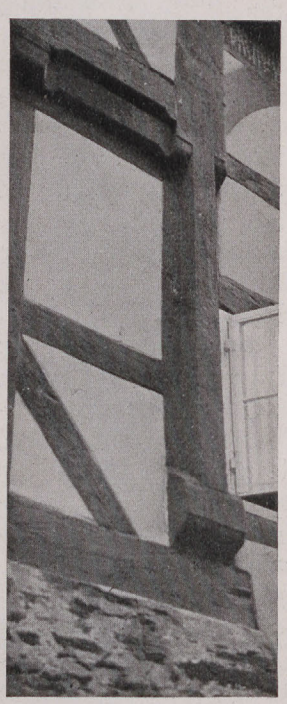
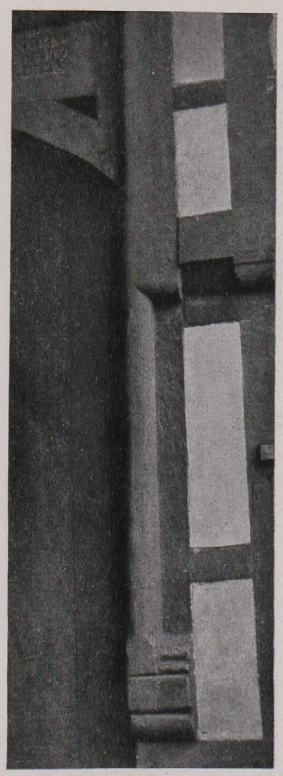


ABB. 5. LOBACH Kr. Holzminden 1728, Nr. 3

ABB. 7. STAHLE a. W. *1769*

da ohne Gefügezusammenhang, Gefügefremdes, wiederum das Gefäß, aus dem nun eine Pflanze zweiastig, Ständer und Strebe überblühend, aufsteigt. Auch der Säulenschaft ist überblüht, eine seltsame Mischung von Pflanzlichem und Baulichem, ein Zwitter gewissermaßen, jedenfalls ein Belegstück für das Nachlassen der Erstgesinnung. Demgegenüber zeigt das folgende Beispiel (Abb. 13) zwar eine mehr „architektonische" Lösung, aber nun drehen sich die Säulen ohne Erinnerung an die alte Haltestelle beim noch vorhandenen Gerüstknotenpunkt bis zur oberen Giebelschwelle empor. Ebenfalls nur noch flach aufgemeißelt, tragen diese Säulen allein noch die große Scheibe, darin hat Jung nun recht (8).

Ebenso erinnerungslos, ungeschichtlich, durchstoßen nun die meisten aller späteren Säulenformen den alten Knotenpunkt, und das mit Selbstverständlichkeit, da an diesen durchschießenden Bauten des Ausbreitungsgebietes die Säule, zu deren Inbegriff doch nun einmal das Tragen gehört, immer mehr zum Träger ihrer eigenen Kopfbedeckung werden mußte. Abb. 14 zeigt eine gegenwärtige Endstufe aus der nördlichen Saumlandschaft. Diese Säulen der dritten Werkart sind nur noch aufgemalt, höchstens hier und da einmal umrillt. Der Malermeister hat den Zimmermann abgelöst auf der ganzen Linie. Breit und ein wenig prahlerisch stehen diese Säulen da, wie das selbstbewußte Bauerntum, dessen Wohlhabenheit den Auftrag erteilte. Es ist kein Zufall, wenn Entwicklung und Verbreitung dieser Säulen raumzeitlich an eine andere Volkstumserscheinung gekoppelt sind, an die durch den gleichen Formenschwung und dieselbe Farbenfreude gekennzeichnete Lindhorst - Rodenberger Tracht (14).



Ganz am Ende der Entwicklung stehen Schwundstufen: „synkretistische" Formen (Abb. 15 a), in denen sich das Vielerlei der Symbollinien bündelt, merkwürdige Zwitterbildungen zwischen Säulensockeln und beblätterten „Weltbäumen" (Abb. 15 b), gebrochene Säulen (Abb. 15 c), deren Schaft

ABB. 8. BEVERUNGEN a. W. *Weserstr. 146, 1693*

ABB. 6. BEVERN, Kr. Holzminden *1745 Nr. 50*

ABB. 9. HOLZMINDEN a. W. Halbmondstr. 9, 1683

beim Einfahren in der Dunkelheit zu deuten, „zu dem dann allmählich) kultische Gesichtspunkte — sicher schon in sehr früher Zeit — getreten sind" (5, S. 26). Unsere raumzeitliche Betrachtungsweise erkennt darin vielmehr das saumlandschaftliche Endergebnis, ganz junge und letzte Schwundstufe. Sonst vertritt meistens die Topfranke dort (10) die Säule, aber auch im Gebiet selbst erscheint sie als Wechselform.

Unsere Ausbreitungskarte (Karte I) bietet das Bild einer raumzeitlichen Staffellandschaft mit Kern- und Saumlandschaften, mit Vollformen und Schwundstufen, wobei letztere jeweils die Säume besetzen. Es gelten die Gesetze eines Kraftfeldes, mit der Kraftmitte an der Oberweser, das Gesamtgefälle ist im ganzen südnördlich, stromabwärts, gerichtet. Die Landes- und Provinzgrenzen sind für die Verbreitung ohne Bedeutung, offensichtlich auch die Stammesgrenzen. Die Vollformen verteilen sich auf Hessen, Westfalen und das Land Braunschweig, mit Häufung im Kreise Holzminden. Rechtsweserisch erlischt in diesem Raum die Säulenbewegung mit dieser Stufe. Die flach gemeißelten Formen steigen aus dem linksweserischen Ursprungsgebiet aus, überfahren das lippische Land bis fast zu seiner Westgrenze, brechen in das Rinteln-Hamelner Tal ein, umbranden Bückeberg und nördlichen Deister und schlagen mit letzten Wellen an die Lößgrenze und bis Hannover hinauf. Die gedrehten Meißelformen bleiben auf

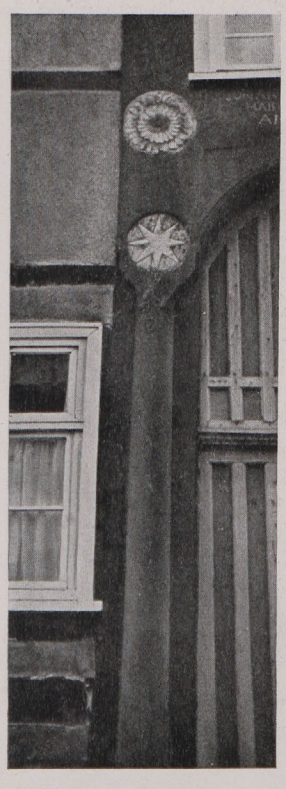


ABB. 10. GREVENSTEIN, Kr. Hofgeismar 1713

in einzelne Stücke aufgelöst ist oder, wenn ganz, doch ohne Fuß und Kopf als einfacher Balken aufgemalt wird. Besonders im Norden des Gebietes, am Südrand der Heide, und in der westlichen Mitte, vor allem im Kreise Herford, sind balkenförmige oder leiter- und kachelartige Aufmalungen in Weiß häufig. Sie wurden auf den Karten nicht mit berücksichtigt. Es geht nicht gut an, dieses „handtuchartige, weiße Feld" als „besonderen Vorzug der hannoverschen Symbolik" zu erkennen und ganz aus sich und für sich aus „dem reinen Zweckmäßigkeitsgedanken" (Kennzeichnung der Pfosten

ABB. 11. BARNTRUP Untere Straße 61, 1611

ABB. 12. BREDENBORN Nr. 29 *1798*

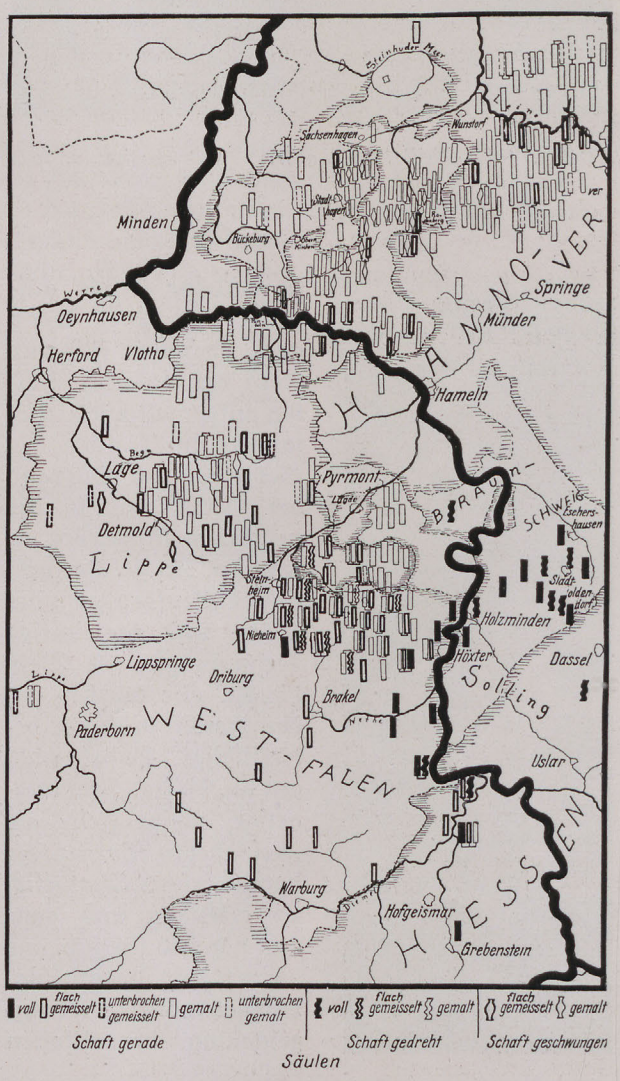
das Oberwesergebiet beschränkt. Die gemalten Formen erweitern die Ausstrahlungsräume nach West und Nord bis etwa zur Linie Wesertor —Schaumburger Wald—Steinhuder Meer—Südsaum der Heide, überschreiten stellenweise die Lößgrenze und gelangen in einigen Spitzern südlich auch bis ans Delbrücker Land. Im allgemeinen begünstigen die fruchtbaren Talauen (Wesertal, Diemel, Nethe, Emmer, Werre, Aue, Leine) die Säulenbewegung. Hemmend wirken die aus Sparsamkeitsgründen schmal gehaltenen Türständer der ärmeren Bergdörfer, etwa im lippischen Norden. In die Städte dringt die Säulenbewegung auf Stufe 2 kaum noch, auf Stufe 3 überhaupt nicht mehr ein. Um diese Zeit bauen die Städte keine Hallentorhäuser mehr, die Wirtschaftsstruktur des Ackerbürgertums hat sich gewandelt.

Die Vorgänge vollziehen sich faßbar in 4, vermutungsweise in 5—6 Jahrhunderten, seit der Neuerung des Stockwerksbaues im Gebiet des Vierständerhauses. 37 Vollsäulen (davon 24 rund, 12 gedreht, 1 vierkant) in 27 Siedlungen stehen 233 Flachformen (davon 216 geradschaftig, 14 gedreht, 3 geschwungen) und 888 aufgemalten Säulen (davon 66 geschwungen, die übrigen gerade) gegenüber. Die Anteile der Jahrhunderte sind:

	17. Jahrh.	18. Jahrh.	19. Jahrh.	20. Jahrh.
Vollformen	4	25	1	—
Flachformen	3	25	71	—
Aufgemalte Säulen	—	—	443	15

Die restlichen Säulenpaare sind nicht zu datieren. Der Verflachung der Formen entspricht zeitlich die des Hausgesichtes seit Abmagern der gotischen Vorkragung.

Wie die Ellenbergsche Karte (Karte 2) der Bauernhausformen zeigt, sind die Türsäulen als geschlossene Erscheinung auf das Gebiet des Vierständerhauses beschränkt, scharfe Grenzen bestehen volkstumskundlich ja nirgends. Im einzelnen entspricht das Gebiet der Vollformen dem des Vierständerhauses mit durchgehendem Stockwerk, das der Flachsäulen dem Vierständerhaus mit Geschoßeinbauten und dem Wohnteil neben der Dielentür und dem linksweserischen Teil der Stockwerksbauten, das Gebiet der aufgemalten Säulen den benannten und dem zusätzlichen, neueroberten, des reinen Vierständerhauses.

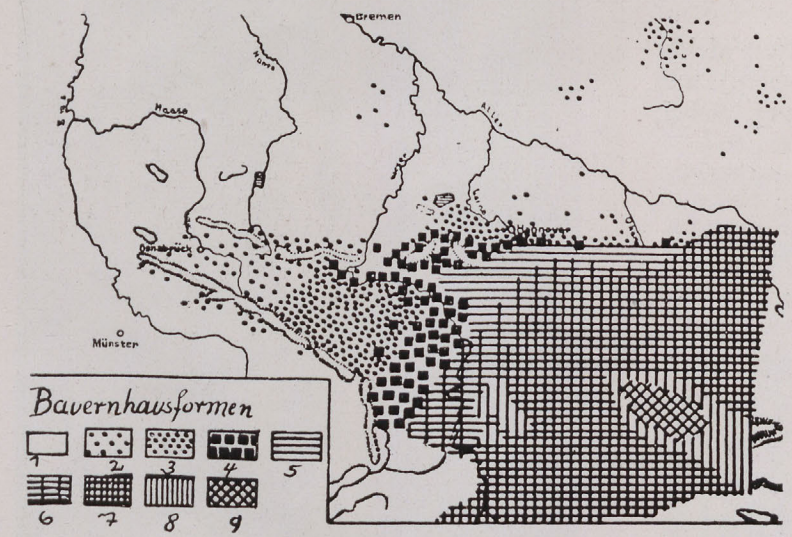


KARTE 1. AUSBREITUNG DER TÜRSÄULEN

Man hat (6; 13) die Entstehung des Vierständerhauses aus dem Zweiständer- oder Kübbungshause durch die geänderte Wirtschaftsweise erklärt, die ihrerseits bedingt war von der Bodenart, die wiederum von der einstigen Pflanzengesellschaft verursacht wurde. Das Zweiständerhaus im „Eichen-Birkenwaldgebiet" ist bevorzugt auf Haustierhaltung, das Vierständerhaus im „sternmierenreichen und typischen Eichen-Hainbuchenwaldgebiet" auch auf Bergung der Erntelast gestellt, was zur statisch leistungsfähigeren Vierständerstellung und Dachbalkenzimmerung (Querbindung über der Längsbindung) statt der Ankerbalkenbindung (umgekehrt) führte. Ellenberg denkt sich die Zweistöckigkeit beim weserländischen Vierständerhause unter mitteldeutschem Einfluß entstanden.

Demgegenüber hat der hauskundliche Arbeitskreis der Universität Münster unter Leitung von Professor Jost Trier erhärten können, daß fast alle baulichen Neuerungen am Bauernhaus von der Oberweser ausgingen und nicht nur für Nordwestdeutschland, sondern teilweise sogar für das nordwestliche Mitteleuropa bestimmend wurden (21), etwa die Dachbalkenzimmerung, der Steilgiebel (an Stelle des Walms), das Sparrendach (an Stelle des Rofendachs), ja, auch die Hausinschriften (18) und der Hausschmuck überhaupt, deren Ausbreitung mit bestimmten Hausformen gleichläuft. Die Gründe für die oberweserische Vorzugsstellung erkennt der Münstersche Kreis in der einmaligen siedlungsgeschichtlichen Lage dieses Raumes, in der gleichmäßigen und dichten Streuung kleiner Städte, die, selbst ackerbürgerlich gestellt, stets in engster Berührung mit der Dorfwelt blieben und aus dieser Verflechtung und aus den Wirtschaftserfordernissen der Wohnenge heraus jene Neuerungen schufen (16).

ABB. 13. BELLERSEN, Kr. Höx, Nr. 98 *1785*



KARTE 2. BAUERNHAUSFORMEN. *Nach H. Ellenberg*

1. Zweiständerhaus; 2. Mischgebiet von 1 u. 3; 3. Reines Vierständerhaus; 4. Vierständerhaus mit geteilter Geschoßkonstruktion bei durchschießendem Ständerwerk; 5. Vierständerhaus wie 4, Wohnteil mit Oberstock; 6. „Nieders." Grundriß bei getrennter Geschoßkonstr. am ganzen Haus; 7. „Mitteldeutsches" Haus; 8. Kümmerformen desselben; 9. Oberharzer Haus

Unsere Karte 3 (Fundstatistik) läßt in ganz überraschender Weise den Gleichverlauf zwischen Türsäulenbewegung und Geschoßhausverbreitung, die große S-Schleife, erkennen (Viereckszeichen, Ellenberg Zeichen 4!). Im Sinne der Münsterschen Erkenntnisse liegt es ganz und gar, daß nicht das gesamte Vierständerhausgebiet, das nach Peßlers frühen Ermittlungen (12) bis über den Rhein hinausreicht und bis ins Pommersche hinauf, von der Säulenbewegung gleichzeitig ergriffen wird, sondern nur die erkannte „Spendelandschaft" rechts und links der Weser, die „schöpferische Mitte" (21), das vermutliche Herkunftsgebiet der Dachbalkenzimmerung" (Karte 4).

Auch die umschließenden Landschaften haben ihre Hausäulen, der Süden und Südosten, Hessen seine Hauseckäulen. Diese Eck-

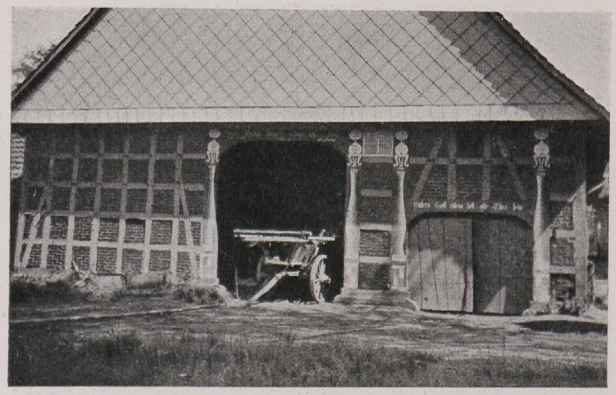


ABB. 14. GR. HEGESDORF *Scheune 1882*

säulen (4) sind gleichermaßen Abkömmlinge aus dem Stockwerksbau, ihr Gebiet überschneidet sich im Süden mit dem der Türsäulen. Abb. 16, Bruchhausen 1767, zeigt beide Säulenarten am gleichen Haus in gleicher Formgebung und macht den oberweserischen Ursprung auch der Eckſäulen wahrscheinlich. Abb. 17, Nieheim 1712, ist eine sog. „Utlucht" mit Eckſäulen, gleich in der Mehrzahl, und sowohl im Unter- wie im Oberstockwerk, ein einmaliger Fall, der den baulichen Ursprung der Türsäulenbewegung ganz besonders überzeugend belegt.

Im weiteren Südwesten, im Sauerland (15;22), aber auch anderswo im Reichsgebiet (7), erscheinen Seittüren mit mittigen, in die Bretter geschnitzten Säulenstellungen. Im Westen, besonders nördlich des Osning bis ins Osnabrückſche, und im Norden herrscht der auch sonst vorkommende (1; 8) Giebelpfahl, der „Geck", der erstmals 1893 von Brandi beschrieben wurde (2) und im Schrifttum bislang die größere Beachtung fand (3).

Tür-, Eck- und Firstsäulen zeigen vielfach gleiche Schaftbildung (gerade, gedreht, geschweift) und Bekrönung (Kugel Scheibe, Raute, Herz, Gabel, Stern, Wendel, Vase, Maske usw.). Keine dieser Säulenformen, die sich räumlich offenbar ersetzen, konnte, entgegen den Bemühungen (2; 17) bislang als stammeseigentümlich erwiesen werden. Im Fall unserer Türsäulen widerspricht dem schon das verhältnismäßig späte Auftreten, ganz eindeutig aber der belegte Ausbreitungsvorgang entlang den Kraftlinien der Gefügeformen. Koppelung mit anderen volkskundlichen Erscheinungen, etwa Sprach- oder Brauchtumsräumen, bestehen außer der erwähnten teilweisen Trachtenbeziehung nicht, es sei denn, man erblickte in einer gewissen Verbreitungsgleichheit etwa mit den „Garbenständen beim Brotgetreide (Atlas d. D. V. Bl. 81/82) oder mit dem „Fuchs als Kinderbringer" (Bl. 32) mehr als einen bloßen Zufall:

Türsäulen sind Sache entwickelter Gefüge, nur im Ursprungsgebiet eigentlich sinnvoll, weil hier (Stockwerksbau) baulich empfunden, im Übertragungsgebiet der älteren Bauformen des Vierständerhauses (Geschoßbau) dagegen Fremd-

ABB. 16. BRUCHHAUSEN, Kr. Höxter Nr. 75 1767

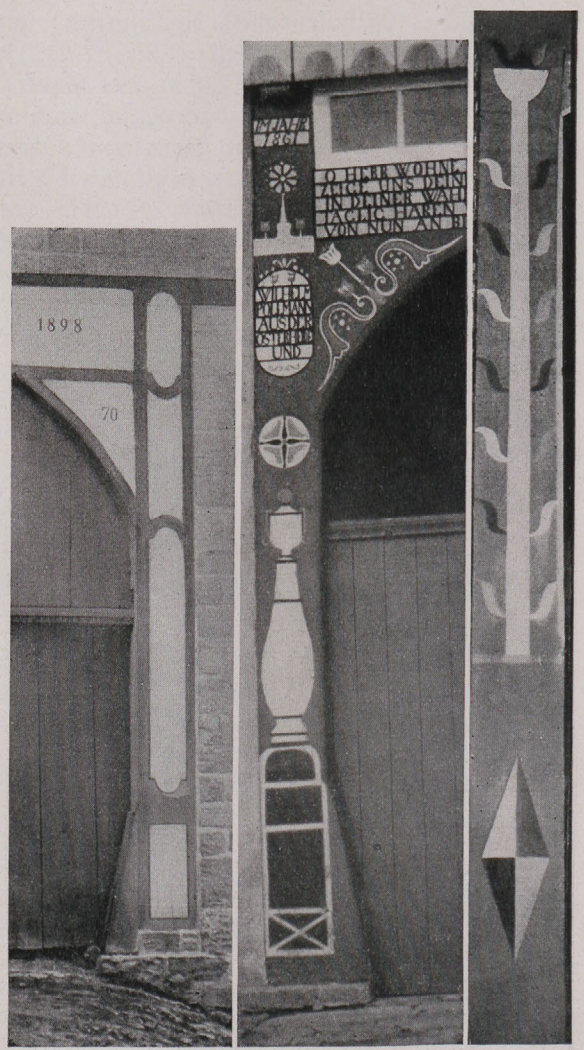
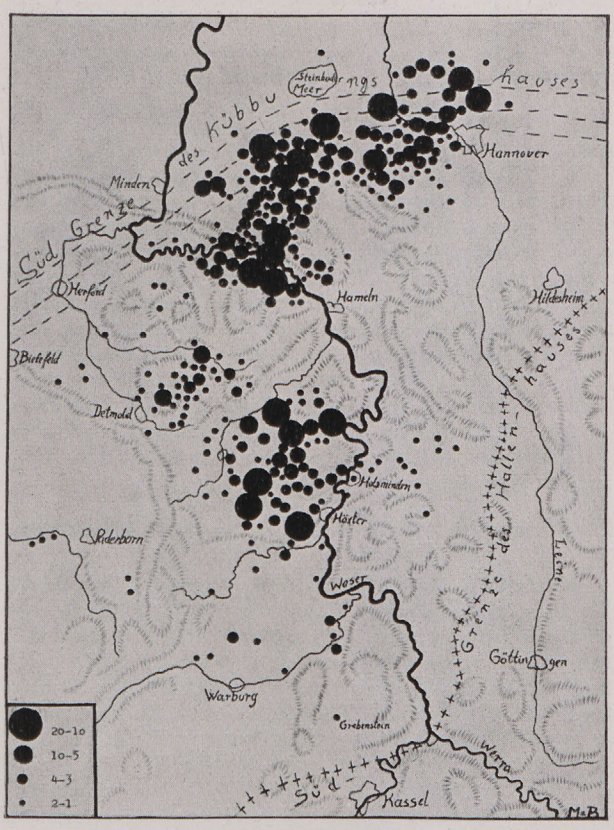


ABB. 15. a) BREITENHEIDE b. Lage, 1861
b) BREMEN b. Bückeburg
c) HUMFELD i. L. 1898

körper und mit dem Zug wachsender Vereinsamung gezeichnet, wobei man sich darüber klar sein muß, daß mit der Herkunftsfrage naturgemäß die Hintergrundsfrage noch nicht beantwortet ist, die nach den Beweggründen, die nicht baulich-stofflicher, sondern menschlich-seelischer Art sind, denn wir sahen ja, daß die bautechnische Neuerung des Stockwerksbaues die Säulen zwar möglich, aber nicht notwendig machte. Diese Frage nach dem Siegeszug der Säule durch 4, 5 Jahrhunderte hindurch in einem begrenzten Raum steht demnach noch auf einem anderen Brett, erfordert andere Untersuchungsweisen und darum gesonderte Behandlung. Hier ging es zunächst erst einmal darum, zu zeigen, daß unsere Türsäulenlandschaften aus Eigenstem wurden: aus dem gleichen festen Eichenholz, aus dem erfinderisches weserländisches Bauern- und Handwerkertum in Dorf und Stadt sich seine wirtschaftsnotwendig gewordenen Hausformen schuf, nicht nachahmend, nicht „Brosamen auflesend, die von der Reichen Tische fielen", sondern aus eingeborenen geistigen Kräften heraus.

Schrifttum

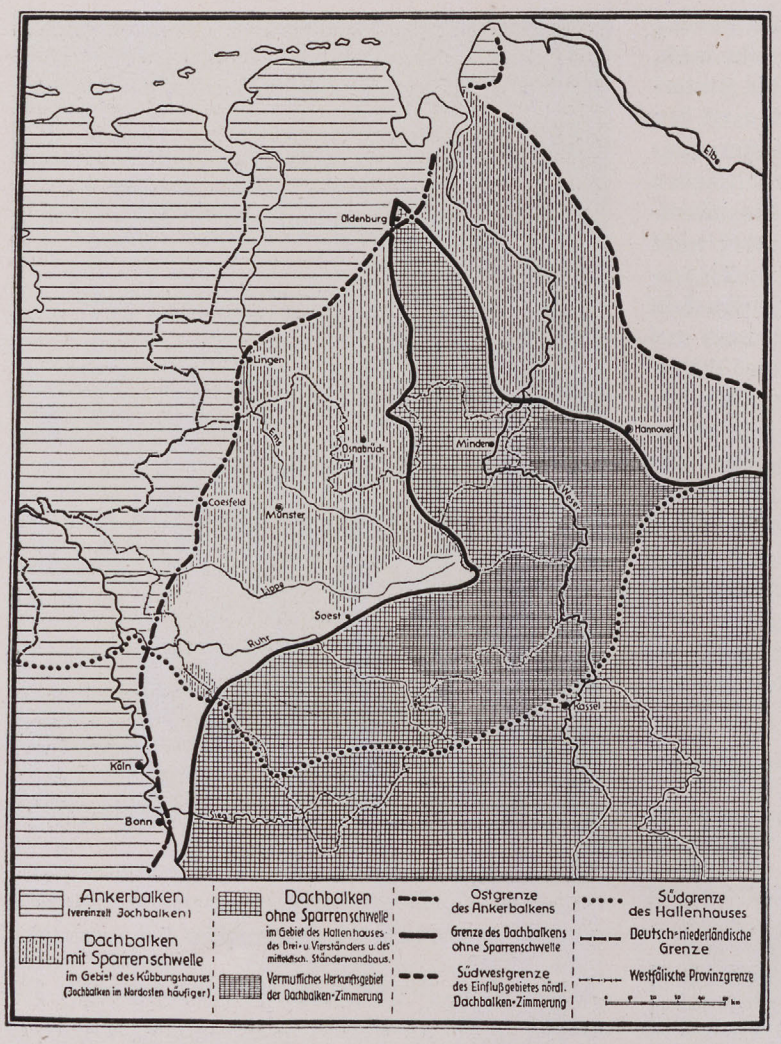
1. Augustin, A., Germanische Sinnbilder als Hofgiebelzeichen. Berlin 1942, S. 15/16.
2. Brandi, K., Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser. Mitt. d. Vereins f. Gesch. u. Landeskd. v. Osnabrück Bd. 18, 1893, S. 1—14.
3. Büch, E., Der Geck. Germanien 1935, S. 185/86 und S. 229—34.



KARTE 3.

ABB. 17. NIEHEIM Nr. 130 *1712*

4. Büch, E., Der wilde Mann im Holzbau. Germanien 1941, S. 316/17.
5. Damm, L., Sinnbilder im Stadtgebiet Hannover. Die Kunde 1942, 2.
6. Ellenberg, H., Über die Verbreitung der bäuerlichen Wohn- und Siedlungsformen usw. In: Schroller & Lehmann „5000 Jahre niedersächsische Stammeskunde. Hildesheim 1936, S. 219—232.
7. Germanien 1939, S. 168.
8. Herrmann, H. A., Der Firstschmuck holsteinischer Bauernhäuser. Germanien 1942, 2.
9. Jung, E., Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. München 1939, S. 95f.
10. Langewiesche, Fr., Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland. Eberswalde 1935.
11. Oswald, E., Die Sachgüter in der Volkskunde. Jahrb. f. hist. Volkskd. Bd. III, IV, Berlin 1934, S. 348.
12. Peßler, W., Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, Braunschweig 1906.
13. Peßler, W., Der niedersächsische Kulturkreis im Rahmen des Deutschtums. Schroller-Lehmann, S. 255f., Abb. 6.
14. Peßler, W., Niedersächsisches Trachtenbuch. Hannover 1922, S. 61f., Karte, Abb. 2.
15. Remmert, W., Spuren der Irminsul in Gevelsberg und Umgebung. Gevelsbg. Ztg. 17. Oktober 1941.
16. Schepers, J., Die hausgeschichtliche Stellung des Oberwesergebietes. Westf. Forsch. 1940, Bd. III, H. 2/3.
17. Schlöpcke, E., Siedlung, Wohn- und Bauweise. Lüneburger Heimatb. 2. Bd., Bremen 1927.
18. Schmülling, W., Haus und Hausinschriften im Bereich des niederdeutschen Bauernhauses, insbes. in Westfalen. Westf. Forsch., Münster 1939 II, 3.
19. Schwantes, G., Arbeitsweise und einige Ergebnisse der vorgeschichtlichen Sinnbildforschung. Offa 1939, 4, S. 4f.



KARTE 4. VERBREITUNG DER ZIMMERUNGSARTEN. Nach J. Trier. Aus: Westf. Forsch. 1938, I. 1

20. Stief, W., Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen. Leipzig 1938, S. 206, Abb. 174/75.
21. Trier, J., Das Gefüge des bäuerlichen Hauses im deutschen Nordwesten. Westf. Forsch. 1938 I, 1. J. Trier u. J. Schepers, Das Bauernhaus im Reich und in den Niederlanden. O. Archiv f. Lds.- u. Volksforschung 5, 1941, 11—25.
22. Wunsch, J., Wilhelm-Teudt-Archiv Nr. 4888 — 16. Mai 1935.
23. Zaborsky, O. v., Urvätererbe in der Volkskunst. Leipzig 1938, S. 196, Abb. 413.

[1]) Der Wilhelm-Teudt-Gesellschaft im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, insbesondere ihrem Vorsitzer, Herrn Amtsgerichtsrat Fr. Mische, Bad Salzuflen, sei auch an dieser Stelle gedankt, ebenso allen Helfern und Helferinnen, vor allem meinem Mitarbeiter Heinrich Büscher, Diestelbruch bei Detmold, bei den oft recht mühsamen Einzelermittlungen und nicht zuletzt meinem Lehrer Herrn Professor Jost Trier, Münster, der mir Blickrichtung und Kraftfeld öffnete.

Nachrichten

Vorträge des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Auf Einladung des Präsidenten des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Kopenhagen, Prof. Dr. O. Scheel, sprach am 12. März der Bundesführer des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Reichsamtsleiter Professor Dr. H. Reinerth, vor einer zahlreichen deutsch-dänischen Zuhörerschaft über „Die Baukunst und Kultur des indogermanischen Urvolkes". Seinen durch ausgezeichnetes Bildmaterial ergänzten Ausführungen legte der Redner hauptsächlich die Neuergebnisse der deutschen Ausgrabungen zugrunde, und zwar der in den Jahren 1938 bis 1940 unter seiner Leitung vom Reichsamt für Vorgeschichte durchgeführten Ausgrabungen am Dümmersee. In bisher einzigartiger Weise gelang es hier, am Beispiel einer vorgeschichtlichen Siedlung, die Überschichtung des Großsteingräbervolkes durch die landnehmenden Schnurkeramiker darzulegen und damit den weltgeschichtlich bedeutsamen Vorgang weiter aufzuhellen, der zur Herausbildung des Germanentums führte.

Am 1. und 2. April ergriff Reichsamtsleiter Professor Dr. H. Reinerth in Konstanz bzw. in Stuttgart abermals das Wort und nahm in zwei Lichtbildvorträgen Stellung zu der in der Vorgeschichtswissenschaft Jahrzehnte hindurch oft heftig umstrittenen Frage der Pfahlbauten. Auf Grund seiner eigenen eingehenden Forschungen und Ausgrabungen an den Seen und Mooren Südwestdeutschlands und der Schweiz und im Sinne seiner 1921 aufgestellten Pfahlbautheorie wies er überzeugend darauf hin, daß es sich bei den sog. Pfahlbauten nicht um ganze, in das Seewasser hineingebaute Dörfer handelt, wie eine veraltete Forschungsrichtung seit Ferdinand Keller annahm. Vielmehr wurden nur die dem Seeufer zunächst gelegenen Häuser des Dorfes durch den kunstvoll errichteten Pfahlrost-Unterbau gegen eine Überschwemmungsgefahr geschützt. Möglich aber wurde diese, hohes technisches Können voraussetzende Bauweise erst, nachdem vor nunmehr rund 4000 Jahren der nordisch-indogermanische Mensch im Zuge seiner gewaltigen, noch über Europa hinausgreifenden Landnahmebewegung den Weg auch in diese Teile des Reiches fand.

Einweihungsfeier des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz in Basel

Für den 28. März d. J. hatte die Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte zu einer Gründungsfeier nach Basel eingeladen, die für die gesamte europäische Vorgeschichtsforschung von Bedeutung war. Galt es doch, eine zentrale Forschungsstelle für Ur- und Frühgeschichte eines Landes einzuweihen, das in der prähistorischen Wissenschaft einen besonderen Ruhm zu verteidigen hat. Mit Recht konnte der Präsident der Aufsichtskommission des neuen Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, der bekannte Pfahlbauforscher Dr. Th. Ischer-Bern, der maßgebend an dessen Zustandekommen beteiligt ist, in seiner Eröffnungsansprache auf die stolze Reihe Schweizer Vorgeschichtsforscher hinweisen, die wie Ferdinand

Keller, Schwab, Désor, Jacob Heierli u. a. in ihrer Wirkung weit über das Schweizer Land hinausreichten. Dr. Ischer gab dem Institut den Wunsch mit, daß es sich in seiner zukünftigen Arbeit stets der vaterländischen Bedeutung der Vorgeschichte bewußt bleiben und in ehrliche und offene Zusammenarbeit mit der Forschung der Nachbarländer treten möge.

Die Reihe der offiziellen Regierungsvertreter eröffnete der Leiter des Erziehungsdepartements Basel Regierungsrat Dr. Mivil. Er berichtete von dem planmäßigen Aufbau des Institutes, das von der Regierung des Kantons Basel das schöne alte Patrizierhaus „Zur Augenweide" am Rheinsprung als Heimstätte erhielt und dank dem organisatorischen Geschick seines Leiters, des gegenwärtigen Präsidenten der Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte, Professor Laur-Belart-Basel, mit Unterstützung der Bundesregierung zu einem Landesinstitut erweitert werden konnte. Altbundesrat Dr. Haeberlin ging dann in humorvollen Worten auf die Vorarbeiten zur Gründung des Institutes ein, an deren glücklicher Lösung der Redner als Präsident der Gesellschaft „Pro Helvetia" keinen unbedeutenden Anteil auch nach der finanziellen Seite hatte.

Eine besondere Note erhielt die Feierlichkeit durch die Anwesenheit und Ansprache des Bundesrates Dr. Etter, der bekannte, daß er eine besondere Jugendliebe zur Vorgeschichtsforschung besitze. Er stellte die nationale Bedeutung der Vorgeschichte des Schweizer Landes deutlich heraus, deren Ergebnisse gegenwartsnah und geschichtsbildend sein müssen.

Als erster Gratulant und Vertreter der deutschen Vorgeschichte konnte der Delegierte des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Dr. Werner Hülle, namens des zur Einweihungsfeier persönlich eingeladenen, aber leider an der Reise verhinderten Bundesführers Prof. H. Reinerth die Glückwünsche zu der Neugründung überbringen. Dr. Hülle führte unter anderem aus, daß die deutsche Vorgeschichtsforschung und der Reichsbund aus dreifachen Gründen die Errichtung einer zentralen Forschungsstelle für Vorgeschichte in der Schweiz begrüße, aus wissenschaftlichen, organisatorischen und personellen Gründen. Der wissenschaftliche Vorteil liege vor allem darin, daß die Vorgeschichtsforschung, nachdem sie ihre Kinderschuhe ausgezogen habe, zwar einer weitverzweigten Forscher- und Sammlertätigkeit im Lande, aber auch einer straffen Zusammenfassung und Auswertung der Ergebnisse in einer Zentralstelle bedürfe. So sei zwangsläufig in vielen Ländern die Idee eines zentralen Forschungsinstitutes erstanden. Wenn die Schweiz jetzt in der Ausführung dieser neuzeitlichen Forderung ein glückversprechendes Fundament gelegt habe, dem eine 10jährige Vorarbeit vorausgegangen sei, so sei auch in Deutschland der gleiche Gedanke eines Reichsinstitutes für Vorgeschichte seit 10 Jahren vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte vertreten worden. Allerdings mußte hier besonders in den Jahren des Schicksalskampfes der deutschen Nation die Verwirklichung des Planes vorläufig zurückgestellt werden. Aber auch der organisatorische Vorteil sei in die Augen springend. Manche Aufgabe der Vorgeschichtswissenschaft könne nur in gemeinsamer Arbeit geleistet werden, so z. B. die Pfahlbaufrage, die auch für die Zukunft noch große Probleme biete. Die vom Bundesführer Professor Reinerth seit 20 Jahren angestrebte und durch die Tat bewiesene Zusammenarbeit auf diesem Gebiet könne durch eine zentrale Lenkung nur gewinnen und zugleich örtliche Widerstände ausschalten. Schließlich seien auch in personeller Hinsicht die Voraussetzungen für ein solches Zentralinstitut sehr günstig. Die Schweiz habe schon früher in Männern wie Ferdinand Keller Gelehrte von europäischer Bedeutung hervorgebracht. Die Fachgenossen, die heute das Erbe in der Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte verwalten, bürgen dafür, daß auch die Zusammenarbeit mit der deutschen Vorgeschichtsforschung weiterhin erfolgreich fortgesetzt werde. War die Ernennung des bekannten Schweizer Vorgeschichtsforschers Dr. Amrein zum 1. Auswärtigen Korrespondierenden Mitglied des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte im vergangenen Jahr ein äußeres Zeichen der Verbundenheit mit der Schweizer Vorgeschichtsforschung, so hoffen wir gemeinsam, daß nach Beendigung des Krieges die Zusammenarbeit zur Lösung europäischer Vorgeschichtsfragen sich noch enger gestalten werde.

Nachdem noch Professor Schuchhardt-Freiburg i. Br. im Namen der dortigen Universität und des Archäologischen Reichsinstitutes und Lehrer Kuhn aus Lörrach im Namen des Leiters des Urgeschichtlichen Institutes Freiburg Professor Kraft und der Oberrheinischen Vorgeschichtlichen Denkmalpflege Glückwünsche überbracht hatten, legte der Leiter des neubegründeten Institutes Professor Dr. Rudolf Laur-Belart dessen Aufgaben dar. Er stellte dabei besonders heraus, daß das neue Institut als zentrale Forschungsstelle in keinerlei Überschneidung mit den Museen und insbesondere dem Schweizerischen Landesmuseum Zürich kommen werde, da es keine eigenen Sammlungen anstrebe, sondern nur mit seiner Forschungsarbeit der Denkmalpflege und der Auswertung ihrer Ergebnisse dienen wolle. Mit einem Dank für die Unterstützung der staatlichen Stellen und einer Ansprache des Waadtländischen Kantonsarchäologen L. Bosset schloß die eindrucksvolle Feier in der alten Aula des Naturhistorischen Museums.

Ein Rundgang durch das gediegen eingerichtete neue Institut in den oberen Stockwerken des Hauses „Zur Augenweide" am Rheinsprung 20 vereinigte noch einmal die zahlreichen Ehrengäste, die aus allen Teilen der Schweiz zu dieser einmaligen Kundgebung der schweizerischen Vorgeschichtsforschung zusammengekommen waren.

Bücheranzeigen

Tacitus, Germania. Von Dr. Wilhelm Uhlmann und Julius Uhlenkamp. Aschendorffs Sammlung lateinischer u. griechischer Klassiker. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1943. Sonderausgabe nach d. 13. Aufl. „Germania u. Auswahl aus den Annalen". XXXII u. 38 S. u. einige Abbildungen. RM. 1.—.

Diese Tacitusausgabe erhält durch das in deutscher Sprache beigegebene Vorwort und den Anhang ihren besonderen Wert. Wir wissen, daß die Gültigkeit der Germania immer wieder von verschiedenen Seiten angezweifelt wird. Solche Zweifel stützen sich auf manche Darstellungen des Tacitus, die mit anderen Quellen, auch teilweise mit den Bodenfunden, nicht in Einklang zu bringen sind. Die Herausgeber stellen daher in einem kritischen Vorwort den trotz einiger Irrtümer einzigartigen Wert der „Germania" für die Frühgeschichte unserer germanischen Vorfahren klar.

Einleitend werden das Leben und die Werke des bedeutenden römischen Geschichtsschreibers unter Berücksichtigung des Besonderen seines Stieles und seiner Darstellungsweise beleuchtet, die Vor- und Frühgeschichte der Germanen, des Urvolkes, der späteren Stammverbände und Stämme kurz und einprägsam, wie sie sich uns nach dem heutigen Stande der Forschung nicht zuletzt aus den Bodenfunden ergeben, dargestellt, um sodann in einem letzten Abschnitt die Bedeutung und den Quellenwert der „Germania" zu beleuchten. Die einleitenden Abschnitte werden durch die im Anhang gegebenen „Erläuterungen zu den Eigennamen in der Germania (Schicksale der germanischen Völkerschaften)" glücklich ergänzt. Hier ist besonders die Klarstellung zwischen den Ansetzungen

mancher Stämme und den scheinbaren Widersprüchen des Tacitus im Vergleich zu anderen Quellen zu begrüßen, die durch Verschiebungen mancher Stammessitze und Ineinanderfließen gewisser Stämme zu anderen als taciteischen Zeiten ausreichend begründet werden.

Wir danken den Herausgebern für diese gründliche und verantwortungsbewußte Ausgabe eines unserer wichtigsten Quellenwerke zur germanischen Geschichte und hoffen mit ihnen, daß nicht nur der Lateinschüler es gern lesen und mit Nutzen gebrauchen wird.

Adolf Rieth, Die Eisentechnik der Hallstattzeit. Mannus-Bücherei, Bd. 70. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1943. VI u. 178 S., 97 Abb. Brosch. RM. 24.—; geb. RM. 25,50.

Die Arbeit bringt eine umfassende Zusammenstellung und Übersicht über die Eisenfunde der Hallstattzeit und die Bearbeitung des Eisens in diesem Zeitabschnitt. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über die seit der mittleren Urgermanenzeit vereinzelt vorkommenden Eisenfunde und der Technik ihrer Bearbeitung wendet sich der Verfasser in zwei Hauptabschnitten zunächst dem Schmiedewerk und dann der Technik in der Hallstattzeit zu. Während die ältesten Eisenformen noch deutlich die Anlehnung an bronzezeitliche Formgebung erkennen lassen, entwickelt sich im Laufe der Zeit eine stoffgemäße Technik, die vor allem in Schwertern, Prunkdolchen und Radnaben wahre Meisterwerke hervorbringt. Die Untersuchungen führen schließlich zu der Frage nach der Herkunft der hallstattzeitlichen Eisentechnik. Die Fundvergleichung hatte ergeben, daß schon im 8. und 7. Jahrhundert im altillyrischen Gebiet in Noricum, Istrien, Bosnien und der Herzegowina zahlreiche kunstvoll bearbeitete Eisenwaffen usw. gehäuft vorkommen. Die Illyrer werden aber diese Technik, die in Nordgriechenland bereits seit dem 11. Jahrhundert in langsamem aber stetem Zunehmen begriffen ist, von dort her, vielleicht durch Vermittlung der Dorer, übernommen haben, obwohl der Name nicht mitübernommen wurde, sondern das neue Metall eine eigene illyrische Bezeichnung (isarnon entgegen *σιδηρος* und *γαλυψ*, die vielleicht kleinasiatischen Ursprungs sind) erhält. Eine Übernahme aus Italien ist auf Grund der Fundverhältnisse abzulehnen, desgleichen eine Herleitung aus Palästinasyrien, obwohl nach Rieth dort bereits um 900 v. d. Ztr. die Volleisenzeit früher einsetzt als in den übrigen Ländern. Ein kurzes Kapitel über die Konservierung eiserner Gegenstände bildet den Abschluß der sehr sorgfältigen und umfassenden Untersuchungen Rieths, die sich auch auf analytische und metallographische Untersuchungen, die von Gilles durchgeführt und deren Ergebnisse in einem Anhang beigegeben sind, stützen können.

Kurt Gloger, Germanen in Osteuropa. Versuch einer osteuropäischen Geschichte von den Anfängen bis zum 13. Jahrhundert. Mannus-Bücherei, Bd. 71. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1943. 288 S., 89 Abb. Brosch. RM. 16,50; geb. RM. 18.—.

Gloger wendet sich in seinem Buch einem hochaktuellen Thema zu. Er behandelt die Vor- und Frühgeschichte des Raumes, in dem heute deutsche Soldaten Europa gegen den Bolschewismus verteidigen. Der Inhalt des Buches ist eigentlich umfassender als sein Titel angibt, denn der Verfasser behandelt darin die gesamte Vorgeschichte, beginnend mit den mittelsteinzeitlichen Urbewohnern, hinweg über die indogermanische Landnahme der Großsteingrableute, der Thüringer Nordleute, sowie das Eindringen asiatischer Bevölkerungsteile von Osten und Südosten her zu verschiedenen Zeiten, bis zur Landnahme der Germanen, die freilich am eingehendsten zur Darstellung gelangt. Wir erleben nacheinander, wie die Bastarner, die Wandaler, Goten und Wikinge im osteuropäischen Raum mehr oder weniger große Strecken Landes besiedeln und, vor allem Goten und Wikinge, dort ihre Herrschaft aufrichten, ihre Kultur überbringen. Mit besonderer Liebe wird die Kulturleistung und -neugestaltung der Goten behandelt, die im Raume nördlich des Schwarzen Meeres sogar, wie Verfasser glaubt, zu einer Neuformung ihrer Weltanschauung gelangen. Auch sei ihnen die Schöpfung der Runen zuzuschreiben. Die Goten entwickeln eine gewaltige staatliche Machtentfaltung, die dann später von den Wikingen, den Schöpfern des russischen Reiches, wiederholt wird. Das Buch endet mit der Darstellung der Erstarkung der Slawen, die allmählich wie vorher die Hunnen das Reich der Goten, so jetzt die Herrschaft der Wikinge zum Erliegen bringen.

Soweit die Darstellung des Verfassers, die als eine gute Zusammenfassung von im einzelnen bereits bekannten Tatsachen zu werten ist. Zu einigen Punkten müssen wir dagegen Bedenken erheben. So ist es u. a. nicht erweisbar, daß die Wandaler schon um 500 v. d. Ztr. an den Gestaden der südlichen Ostsee zu siedeln begannen, wenngleich wir die Zeit um 100 v. d. Ztr. auch für einen zu späten Ansatz halten. Ferner dürften verschiedene Gründe dagegen sprechen, daß die Goten erst im südrussischen Raum den Wodankult entwickelt haben. Auch der These, daß die Goten die Runen erst am Schwarzen Meere unter Hinzunahme gewisser Zeichen aus dem griechischen und römischen Alphabet geschaffen hätten, können wir nicht zustimmen.

Dem Verfasser, der an der Spitze seiner Kompanie im Kaukasus im Februar 1943 den Heldentod fand, danken wir für die vorzügliche, weltanschaulich klar ausgerichtete Gesamtschau, die nicht zuletzt unseren Soldaten die germanischen Grundlagen der Geschichte des Ostraumes erschließen wird.

Nandor Fettich, Die altungarische Kunst. Florian Kupferberg-Verlag, Berlin 1942. 54 S., 1 Karte u. 60 Taf. RM. 10.—.

Der Verfasser führt uns in seiner Arbeit in das Verständnis einer Reihe auserlesener Kunstgegenstände Altungarns, d. i. der Zeit aus dem 9. und 10. Jahrhundert ein. Er will diese Kunsterzeugnisse mit Recht nicht nur als einen Stil besonderen Gepräges an sich, sondern im wesentlichen als Ausdruck eines besonderen Volkstums, nämlich als die Nomadenkunst der Steppe aufgefaßt wissen. Wenn auch die hier vorgeführten Gegenstände ein besonderes Gepräge, eben des altungarischen Volkstums zeigen, so sind ihre Grundlinien doch allen Steppenvölkern gemeinsam und zeugen zugleich von dem konservativen Festhalten jener Völker an althergebrachten Ornamentmotiven, die zugleich aufs engste mit den geschichtlichen Ereignissen in den Steppen der Südukraine verknüpft sind. Es ist, wie Fettich betont, eine aristokratische Kunst, die von Kunsthandwerkern hergestellt, aber nur von führenden Häuptern getragen wurde. Das Buch ist ein guter Beitrag zur Kenntnis der Frühzeit des uns befreundeten ungarischen Volkes und damit auch der Frühzeit des europäischen Ostens und Südostens.

Germanen-Erbe, Heft 5/6, 1943 enthält Aufnahmen von: Hauptlehrer R. Allmann, Halle/Saale (S. 86—93); Museumsdirektor Dr. E. Lehmann, Erfurt (S. 67—73); Oberlehrer W. Mönch, Unterjesingen bei Tübingen (Umschlagbild); Museumsdirektor Dr. W. Stössel, Teplitz-Schönau (S. 75); Hauptlehrer Warneck, Hannover (S. 65).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Tacitus, Germania

(Uhlmann, Jever, Uppenkamp, Münster). XXVII S. Einl. „Tacitus im Lichte der Vorgeschichte“ u. 29 S. Text, im Anhang 35 S. Erläuterungen zu den Eigennamen. 3 S. Texte zur Heimat und Kultur d. Germanen. Mit 4 Abbildungen und einer Karte. RM 1,—

In dieser Ausgabe wird in erster Linie versucht, die Verbindung zur Bodenforschung und zur Frühgeschichte zu schaffen. Wie ausgezeichnet diese Absicht gelungen ist, beweist das Urteil des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Prof. Dr. Reinerth, Berlin: „Gegenüber allen andern Ausgaben hat Ihre Einführung den Vorzug einer besonders klaren und lebendigen Darstellung. Ich bin überzeugt, daß . . . Sie damit einen Schlüssel geschaffen haben, der nicht zuletzt für unsere germanische Vorgeschichte wieder reichsten Nutzen bringen wird“.

Jede Buchhandlung liefert!

Verlag Aschendorff, Münster i. W.

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

KRIEGSHILFSWERK 1943

IV. 2

Das Hügelgräberfeld Kalbeck (Kr. Kleve)

Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. III, 146 S. mit 485 Abbildungen im Text, auf 42 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1943. gr. 8°. Kart. RM. 19.20

(Bd. 5 der Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, hrsg. von Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund)

Das Bild, das uns die Forschung von der Besiedlung unserer Heimat in vorgeschichtlicher Zeit, vom Leben der Bewohner, ihren Häusern, Geräten, Schmuckstücken, Waffen usw. gibt, gewinnt immer mehr den Charakter unmittelbarer Anschaulichkeit. Diese gründet sich auf den zuverlässigen Ergebnissen unendlich feiner Kleinarbeit, durch die die Hinterlassenschaft ausgegraben, geborgen und untersucht wird. Von vielfältigem Wert sind dabei die Gräber, geben sie doch einen tiefen Einblick in Sitte und Kultur der Lebenden, die darin ihre Toten begruben.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Kulturbeziehungen im nordischen Raum

des 3. bis 5. Jahrhunderts

Keramische Studien

Von Mogens B. Mackeprang, Kopenhagen/Dänemark. VII, 137 S. mit 34 Tafeln und einer Karte. 1943. 4°. RM. 18.—

(Bildet: Band 3 der Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und Germanischen Frühgeschichte. Hrsg. von Prof. Dr. W. Matthes, Hamburg)

Die systematische Untersuchung vorgeschichtlicher keramischer Funde hat sich zur Festlegung der Kulturbeziehungen stets als besonders wertvoll erwiesen. Einmal liegen sie in sehr großer Zahl vor und zum anderen sind sie sichere Zeichen bodenständig-heimischer Arbeit, da sie im Gegensatz zu anderen Funden kaum Handelsobjekte gewesen sind.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mannus-Bücherei

Herausgegeben von Hans Reinerth

Band 70:

Die Eisentechnik der Hallstattzeit

Von Dr. phil. habil. Adolf Rieth, Straßburg. Unter Mitarbeit von Dipl.-Ing. J. W. Gilles, Niederschelden-Sieg. VI, 178 S. m. 97 Abb. i. T., einer Zeittafel und einer Fundkarte. 1942. gr. 8°. RM. 24.—, geb. RM. 25.50; Vorz.-Pr.*) RM. 20.40, geb. RM. 21.90

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte, f. Bez. d. Zeitschr. „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Zu den wichtigsten Zeugen vorgeschichtlicher Kultur gehören die Dinge des täglichen Lebens, wie sie von den Handwerkern unter unseren Ahnen geschaffen wurden. Wir erkennen darin nicht nur die Geschicklichkeit aus selbst schwierig zu bearbeitenden Werkstoffen nützliche Gegenstände zu schaffen, sondern auch eine meisterhafte Kunstfertigkeit, die einen gut ausgebildeten, sicheren Geschmack voraussetzen.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Band 71:

Germanen in Osteuropa

Versuch einer Geschichte Osteuropas von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts

Von Dr. Kurt Gloger, Allenstein. VIII, 288 S. mit 89 Abb. i. T. 1943. gr. 8°. RM. 16.50, geb. RM. 18.—; Vorz.-Pr.*) RM. 14.—, geb. RM. 15.60

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte, f. Bez. d. Zeitschr. „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Der Verfasser hat versucht, auf Grund des Schrifttums und der Funde, den Ablauf des Geschehens und das Leben im Osten Europas bis zu dem Zeitpunkt darzustellen, in dem sich in historischer Zeit eine Wendung vollzog. Das Auge des deutschen Volkes ist durch das große Geschehen dieser Tage nach dem Osten gewendet. Möge dieses Werk allen, die es lesen, helfen, sich ein klares Bild von dem Werden und Geschehen im Osten zu machen, damit sie bewußt an der Gestaltung seiner Zukunft mitarbeiten können.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Band 69:

Tonöfen und Ofenmodelle der Lausitzer Kultur

Von Dr. Jürgen Deichmüller, Berlin. X, 105 Seiten mit 200 Abb. im Text und auf 31 Tafeln. 1941. gr. 8°. RM. 14.50, geb. RM. 15.80; Vorz.-Pr.*) RM. 12.40, geb. RM. 13.70

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte, f. Bez. d. Zeitschr. „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Es waren merkwürdige Gefäße, die sich, allerdings ziemlich selten, in manchen Gräbern der Billendorfer Kultur vorfanden. Es handelte sich um Hohlgefäße verschiedener Formen mit gefensterten Wandungen, über deren Zweck keine eindeutige Klarheit zu gewinnen war, wenn sich auch die meisten Forscher mit der Erklärung, daß sie als Räuchergefäße benutzt worden seien, zufrieden gaben. Dr. Deichmüller hat die Funde und das damit zusammenhängende Schrifttum gründlich erforscht und gesichtet.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Band 66:

Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur

Von Dr. Rudolf Ströbel, Berlin. X, 182 S. mit 29 Abb. i. T., 4 Tab., 44 Taf. und 10 farb. Kart. i. Anh. 1939. gr. 8°. RM. 26.50, geb. RM. 28.—; Vorz.-Pr.*) RM. 22.50, geb. RM. 24.—

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsch. Vorgeschichte, f. Bez. d. Zeitschr. „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Soviel auch infolge des ausgezeichneten Zustandes der Fundstücke in den Pfahlbauten über das jungsteinzeitliche Leben bekannt ist, so wenig sind bislang die zahlreichen Feuersteingeräte dieses Kulturgebietes beachtet worden. In dem Pfahldorf Egolzwil wurden Tausende von Feuersteingeräten und Werkstücken gefunden. Dieses umfangreiche Fundgut bildet die Grundlage für die statistische, vor allem aber technologische Untersuchung des Verfassers.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig